

DOSSIER

Heute die Welt von morgen erfinden

UTOPIA. Es gibt nur eine Erde – und diese treiben wir mit Raubbau an Land und Meer an den Rand des Abgrunds. Es gibt aber auch immer mehr Menschen, die Einspruch erheben gegen das blinde Wachstum – und Utopien entwerfen eines beschiedeneren, langsameren, gerechteren Lebens auf dem blauen Planeten. «reformiert.» präsentiert Ideen aus einer Zukunftswerkstatt: für eine Welt ohne Bodenspekulation, Billigenergie und Börsenfieber. > **Seiten 5–8**



PORTRÄT

Abenteuer Afrika: Jetzt oder nie

AUFBRUCH. Ben und Lydia von Gunten verreisen mit ihren zwei Töchtern für drei Jahre nach Kamerun. Im Auftrag von Mission 21 arbeiten der Elektroingenieur und die Pflegefachfrau in einem Spital. Der Zeitpunkt für das Abenteuer Afrika sei ideal, finden sie. > **Seite 12**

KOMMENTAR

SAMUEL GEISER
ist «reformiert.»-
Redaktor in Bern



Licht ins Dunkel

GROSSMACHT. Die Schweiz ist ein Kleinstaat – und eine heimliche Grossmacht zugleich. Weltpolitisch spielt sie zweite Geige, weltwirtschaftlich aber mischen Multis mit hiesiger Adresse in den obersten Ligen mit: traditionelle Schweizer Konzerne wie Nestlé, Novartis oder Roche, die UBS und die Credit Suisse – und die bislang noch wenig bekannten Zuger Rohstofffirmen Glencore und Xstrata. Pro Kopf der Bevölkerung hat die Schweiz weltweit die höchste Dichte an international tätigen Unternehmen. Das mag seine Sonnenseiten haben: Multis sorgen für attraktive Arbeitsplätze und oft für niedrige Steuersätze am Firmensitz.

RISIKO. Doch die Schattenseiten gibt es auch. Spätestens seit der Chemiekatastrophe von Seveso (Roche), dem Steuerhinterziehungsstreit mit den USA (UBS) oder dem Asbesturteil von Turin (Eternit) weiss man, wie Grossfirmen mit fragwürdigen Geschäftspraktiken den Ruf der Schweiz schädigen können. Mit der geplanten Hochzeit der Rohstoffgiganten Glencore und Xstrata zeichnet sich womöglich ein neues Reputationsrisiko ab: Mit ihrer geballten Macht (Jahresumsatz: 210 Milliarden Dollar) sind sie weltweit führend in der Gewinnung von Nickel, Zink und Kupfer, von Kohle, Blei und Öl. Geschäfte, die oft mit Menschenrechtsverletzung, Umweltverschmutzung und Steuermanipulation einhergehen.

AUFKLÄRUNG. Auch dank den kirchlichen Hilfswerken weiss man darum. Ihre Aufklärungsarbeit ist eine prophetische Warnung: Sie kann uns davor bewahren, dass erneut dunkle Geschäfte von Schweizer Firmen vor ausländischen Richtern landen. Wie einst jene des Zuger Rohstoffhändlers Marc Rich. Oder jene der Schweizer Betreiberin der leckeren Ölplattform «Deepwater Horizon» im Golf von Mexiko.

Businessplan ohne Menschenrechte

WIRTSCHAFT/ Rohstoffmultis nutzen die Schweiz als Basis für ihre umstrittenen Geschäfte. Hilfswerke fordern sie zur Einhaltung der Menschenrechte auf.

Lange Zeit war Diskretion das Markenzeichen der Rohstoffbranche. Mit der geplanten Megafusion von Glencore (Baar) und Xstrata (Zug) – geschätzter Jahresumsatz: 210 Milliarden Dollar – ist jetzt offenkundig: Die Schweiz ist die Drehscheibe des globalen Rohstoffhandels, neben Glencore und Xstrata haben sich noch andere Multis hier niedergelassen. Was lockt sie zu uns? Steuererleichterungen und ein juristischer Blankoscheck für Geschäfte in Risikoländern wie Kolumbien, Kasachstan oder Kongo, wo Menschenrechte und Umweltauflagen kaum Bedeutung haben.

DARKNESS. Jetzt fordern fünfzig Nichtregierungsorganisationen, darunter die kirchlichen Hilfswerke Heks und Brot für alle (BFA), mit der Kampagne «Recht ohne Grenzen» ein Gesetz, das Multis mit Schweizer Stammsitz in die Pflicht nimmt. «Die Verwaltungsräte sollen sich nicht nur für die Gewinne interessieren, sondern auch prüfen, ob die Geschäftspraktiken menschenrechtskonform sind», so der Tessiner alt Ständerat Dick Marty, der die Kampagne unterstützt.

Glencore sei im Kongo «der grösste Schmutzfink im eh schon dreckigen Minen-Business», sagte Chantal Peyer von BFA bereits 2011 anlässlich der Fastenkampagne von «Brot für alle» und «Fastenopfer». Im Kongo komme alles zusammen: Steuertricks, Umweltschäden, Ausbeutung. Und Korruption: So ist der Präsident der Glencore-Tochter Katanga Mining Limited (KML) mit einem der mächtigsten Minister im Kabinett von Präsident Kabila verschwägert.

Auch das Geschäftsgebaren der Glencore-Mine «Mopani Copper Mine» in Sambia lässt aufhorchen: 800 Menschen wurden 2008 in der Minenstadt Mufulira aufgrund toxischer Abwässer hospitalisiert. Zudem hat der Konzern das geförderte Kupfer und Kobalt jahrelang unter dem



Schuffen für Schweizer Rohstoffkonzerne: Arbeiter in der Glencore-Mine «Mopani Copper Mine» in Sambia

Marktwert an die Schweizer Mutter verkauft. Statt in Sambia wurde der Gewinn in der Zuger Steueroase zu bescheidenem Satz versteuert.

SWISSNESS. Die Erklärung von Bern (EVB) hat deshalb eine OECD-Beschwerde gegen Glencore beim Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) deponiert. Bisher erfolglos. Zwar gilt die Verteidigung der Menschenrechte als Eckpfeiler der Schweizer Aussenpolitik. Doch im Inland sind Klagen gegen menschenrechtswidrige Geschäfte bisher chancenlos geblieben – sie wurden mit dem Argument «Wettbewerbsnachteil» abgeblockt.

Ist das für die Kampagne «Recht ohne Grenzen» eine schlechte Ausgangslage? Dick Marty verneint. Er erinnert an die Achtzigerjahre, als er zusammen mit anderen Staatsanwälten ein Gesetz gegen die Geldwäscherei gefordert hat. «Man warf uns vor, Feinde des Schweizer Finanzplatzes zu sein.» Zwanzig Jahre später wurde ein restriktives Gesetz angenommen. Jetzt wiederhole sich das Ganze beim Bankgeheimnis. «Es ist eine genetische Krankheit der Schweizer Politik, immer zu spät zu reagieren», sagt Marty: «Doch eines Tages steht Swissness dafür, dass Menschenrechte respektiert werden.» **DEL F BUCHER**



JAPAN

Die trostlose Situation aushalten

FUKUSHIMA. Vor einem Jahr, am 11. März 2011, hat an der japanischen Ostküste ein Erdbeben zu einer Nuklearkatastrophe geführt. Seither ist für Pfarrer Jeffrey Mensendiek nichts mehr wie vorher. Abreisen kommt für den Leiter des Emmaus-Zentrums aber nicht infrage. > **Seite 3**



BERN

Stauend ins All blicken

KOSMOS. Menschen sind Sternenkinder, sie tragen das ganze Universum in sich: Das schreibt Radiojournalist und «reformiert.»-Autor Lorenz Marti in seinem neuen Buch «Eine Handvoll Sternentaub». > **Seite 9**

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Am 2. März ist Weltgebetstag. Dieses Jahr haben Frauen aus Malaysia die Liturgie geschrieben. Wie und wo in Ihrer Gemeinde gefeiert wird, lesen Sie > **im 2. Bund**

NACHRICHTEN

Frauen stehen ein für Gerechtigkeit

WELTGETETSTAG. Am 2. März blicken Christinnen und Christen nach Malaysia, woher die Liturgie zum diesjährigen ökumenischen Weltgebetstag kommt. Das Motto: «Steht auf für Gerechtigkeit». Gebetet wird dafür, dass alle Menschen – unabhängig von ihrer Ethnie, ihrem Geschlecht und ihrer Religion – gleich behandelt werden. Das ist in Malaysia nicht selbstverständlich, wird doch die muslimische Bevölkerungsmehrheit in vielerlei Hinsicht privilegiert. Nur sieben Prozent der rund 29 Millionen Menschen zählenden Bevölkerung sind Christen. Unter den biblischen Texten zum Weltgebetstag



Weltgebetstagsland 2012: Malaysia

findet sich die eindrückliche Erzählung der Witwe, die nicht nachgibt, bis sie von einem selbstherrlichen Richter ihr Recht bekommt (Luk. 18, 1–8). Es ist eine Aufforderung, Ungerechtigkeiten nicht hinzunehmen. – Weitere Informationen auf der Kirchgemeinde-seite. PD

Erstes Wohnungsangebot für Asylsuchende

AARGAU. Anfang Januar forderte die reformierte Landeskirche Aargau in einem Schreiben alle Kirchgemeinden im Kanton auf, die Behörden bei der Suche nach Unterkünften für Asylsuchende zu unterstützen (vgl. «reformiert.» 2/12). Das Resultat ist bisher bescheiden: Von 75 Kirchgemeinden hätten sich bis Mitte Februar erst deren sechs zurückgemeldet, sagt Frank Worbs, Kommunikationsbeauftragter der Landeskirche, fünf davon mit einer Absage. Immerhin eine Kirchgemeinde konnte ein konkretes Angebot in die Wege leiten: Eine Privatperson stellt zwei 4-Zimmer-Wohnungen für die Unterbringung von Asylsuchenden zur Verfügung. Der Ort wird erst bekannt gegeben, sobald der Kanton das Angebot geprüft und bewilligt hat. AHO

«Wir leben in einer entgöttlichten Welt»

SCHREIBWETTBEWERB/ Über Gott zu sprechen, macht heute vielen Menschen Mühe. Über Gott zu schreiben offenbar nicht. Der «Bund»-Essay-Wettbewerb über Glaube und Unglaube war ein Grosse Erfolg!

Rekordverdächtige 221 Personen schickten dem «Bund» einen Essay ein zum Thema «Ich glaube nicht an Gott, aber ich vermisse ihn». Dieses scheinbar widersprüchliche Zitat des britischen Schriftstellers Julian Barnes hatte die Berner Tageszeitung als Titel für ihren sechsten Essay-Wettbewerb gewählt – und damit offenkundig ins Schwarze getroffen: Gläubige und Ungläubige, Fromme und Fragende, Überzeugte und Zweifler schickten ihre ganz persönlichen Texte ein.

GLAUBE UND UNGLAUBE. 221 Essays, das sind fünf Kilo Papier! Texte aus der ganzen Schweiz (und aus Deutschland), von Autorinnen und Autoren zwischen achtzehn und weit über achtzig Jahren, «wobei die Frauen – im Gegensatz zu früheren Ausschreibungen – leicht in der Überzahl waren», wie Alexander Sury, Leiter der «Bund»-Kulturredaktion, feststellt.

Wer diese Texte liest, staunt: Glaube und Unglaube fächert sich auf in viele Facetten. Es zeigt sich jedoch: Ein bisschen atheistisch sein geht nicht, ein bisschen fromm aber sehr wohl. Die vielschichtigsten Texte und ernsthaftesten Analysen stammen nicht von Hardcore-Gottesleugnern, sondern von selbstkritischen Kirchenfernern, die sich eingestehen, dass in ihrem aufgeklärten Alltag hin und wieder etwas fehlt: Trost und Sicherheit, ein Gefühl des Aufgehobenseins, die Gewissheit, «dass alles gutkommt». «Wir leben in einer entgöttlichten Welt», liest man da zum Beispiel. Und weil ein Gottesbekenntnis für die meisten bereits zu viel Verpflichtendes habe, spreche man halt von einer «höheren Macht», wen-

de sich Buddha, der Aromatherapie oder dem Engelsbuch zu. «Metaphysische Durchwurstler» seien wir alle, schreibt jemand – weil wir uns um die letzten grossen Fragen geschickt herumdrücken: «Den Verstand, sie zu beantworten, hätte Gott, den wir nicht mehr haben.» Oder liefert etwa Barnes mit seinem überraschenden Geständnis den Weg aus der Sackgasse? Dass der Schriftsteller so freimütig gesteht, dass er vermisst, was Atheisten als unnötig erachten und Gläubige nie als «abwesend» bezeichnen würden, macht einen Autor nachdenklich: «Mit diesem Fühlen stellt der Schriftsteller Atheisten wie Gottesgläubige an einen Ort, der ihnen nicht behagt: weil sie nicht mehr gegeneinander und mit ihm (Barnes) rivalisieren und argumentieren können.»

BEKENNTNIS UND ERKENNTNIS. Was glauben wir eigentlich? Das hat der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) kürzlich auch gefragt und ein Glaubensbekenntnis zur Diskussion gestellt. Das Echo war mässig. Umso erstaunlicher ist nun das grosse Interesse am Wettbewerb, der nicht nur im «Bund», sondern unter anderem auch in «reformiert.» ausgeschrieben war. Die vielen berührenden und sehr persönlichen Bekenntnisse möchte er gerne «auf die Schreib- und Denktische von Kirchenverantwortlichen aller Couleur legen», sagt Jurymitglied Marc van Wijnkoop, Kirchenhistoriker an der Uni Bern: «Gerade weil nicht angekreuzt und abgehakt, sondern im Eigenen geschürft, poliert und auch zugespitzt worden ist, traue ich dieser Sammlung mehr Sprengkraft zu als manch schnellen Umfragen.» RITA JOST

Öffentlicher Final

Die Jury («Bund»-Chefredaktor Arthur Vogel, der Theologe und Musiker Marc van Wijnkoop Lüthi und «reformiert.»-Redaktorin Rita Jost) hat aus den 221 eingereichten Arbeiten drei Siegetexte ausgewählt.

Deren Verfasserinnen und Verfasser tragen ihre Beiträge an der öffentlichen Preisverleihung in der Dampfzentrale Bern persönlich vor und werden an Ort und Stelle vom Publikum bewertet.

Öffentliche Lesung mit Preisverleihung: 14. März, ab 18.00, in der Dampfzentrale, Marzillstrasse 47, Bern



Religion: kein besonders beliebtes Gesprächsthema – aber eins zum Reflektieren

Ob mit oder ohne Fixpreise: Der Buchhandel verändert sich weiter

ABSTIMMUNG/ Christliche Verlagshäuser und Buchhandlungen befürworten die Wiedereinführung der Buchpreisbindung: als Mittel gegen den Einheitsbrei.

Bis 2007 galt in der Schweiz die Buchpreisbindung: Ein Titel ging überall zum fast gleichen Preis über den Ladentisch. Dann wurden die Fixpreise aufgrund eines Bundesgerichtsurteils aufgehoben – mit dem Resultat, dass die Kleinen in der Branche seither mit massiven Umsatzeinbussen zu kämpfen haben und allein in der Deutschschweiz etwa achtzig Buchhandlungen dichtmachen mussten, wie Daniel Landolf, Geschäftsführer des Schweizerischen Buchhändler- und Verlegerverbands (SBVV), ge-

genüber «reformiert.» erklärt. Im März 2011 beschloss das eidgenössische Parlament die Wiedereinführung der Buchpreisbindung. Gegen diesen Entscheid ergriffen die Jungparteien von SVP und FDP sowie der Marktriase Ex Libris das Referendum, sodass am 11. März nun das Stimmvolk das letzte Wort hat.

STRUKTURWANDEL. Auch christliche Verlagshäuser und Buchhandlungen – etwa der Theologische Verlag Zürich (TVZ) oder die ökumenische Buchhandlung

Voirel in der Stadt Bern – befürworten die Wiedereinführung der Buchpreisbindung. Denn auch für den christlichen Buchmarkt sei «die Situation wesentlich schwieriger geworden», wie Voirel-Geschäftsführer Gallus Weidele sagt. Mit den Dumpingpreisen der Marktführer könnten die kleinen Buchhandlungen nicht mithalten, gibt Weidele zu bedenken. Ohnehin befindet sich die Branche durch den Internethandel und den Ausbau der Onlineangebote in einem gewaltigen Strukturwandel.

VIelfalt. Mit der Wiedereinführung der Buchpreisbindung würden zwar nicht alle Probleme gelöst, räumt Gallus Weidele ein. Aber er verspricht sich von den Fixpreisen eine grössere Sicherheit für kleinere Buchhandlungen. Und er verspricht sich vor allem die Bewahrung der Angebotsvielfalt: «Gäbe es nur noch Discounter, könnte man keine Zürcher Bibel mehr kaufen», illustriert Weidele das Problem. Die sei nämlich, geschäftlich betrachtet, gar nicht lukrativ.

STEPHAN KONCZ

Armee: Seelsorger antreten!

FELDPREDIGER/ Die Armee braucht dringend neue Geistliche – für den Dienst am Wehrmann im Feld. Darum sollen jetzt vermehrt auch Pfarrerinnen als Armeeseelsorgerinnen gewonnen werden.



Geschrunftes Korps: Der Armee fehlen über hundert Seelsorger

Rekrut Koller ist überfordert. Gerade noch hat er die Freiheit nach der Matur genossen. Doch nun ist er in der Kaserne, mit Uniform, Zeitdruck und strengen Offizieren. Ausserdem hat er Angst, dass ihn seine Freundin verlässt, jetzt, da er nicht mehr ständig bei ihr sein kann.

GESUCHT. Rekrut Koller gibt es zwar so nicht. Und doch steht er exemplarisch für Tausende von jungen Männern, die jedes Jahr die Rekrutenschule beginnen – und irgendwann Hilfe beim Armeeseelsorger suchen. Für eben jene macht der fiktive Rekrut Koller Werbung: in einem kleinen Booklet, das die Armee zu Beginn des neuen Semesters an den theologischen Fakultäten, Ausbildungsstätten und Seminaren in der Deutsch- und Westschweiz verteilt.

BEDROHT. Die Werbung tut not: Armeeseelsorger sind in der Schweiz eine bedrohte Spezies. «Rein statistisch gesehen, werden wir im Jahr 2023 aussterben», sagt Thomas Maurer, reformierter Pfarrer aus Knonau ZH und Dienstchef Armeeseelsorge im

Stab Territorialregion 4. «Deshalb müssen wir die Rekrutierung und die Werbung intensivieren. Wir müssen uns bemühen, neue Kollegen zu finden.»

Tatsächlich fehlen der Armee mehr als hundert Armeeseelsorger: 347 sollten es sein, gerade 231 gibt es noch. Vor gut einem Jahr waren es noch 248, in nur zwölf Monaten schiedens somit siebzehn Seelsorger aus dem Dienst. Zu gross ist die Belastung für die Pfarrer in den Gemeinden. Für freiwillige Sonderaufgaben wie die Armeeseelsorge bleibt da kaum Zeit. Deshalb hat die Armee, um dem Mangel entgegenzuwirken, vier Seelsorger in Teilzeit fest angestellt.

GEFRAGT. Pfarrer Thomas Maurer selbst steht jedes Jahr während mindestens zehn Tagen im Dienst der Armee. Er führt Gespräche mit Soldaten, organisiert Anlässe und feiert Gottesdienste. Die Arbeit macht ihm Spass: «Armeeseelsorger sind sehr gefragt», sagt Maurer. «Wir machen ausgesprochen positive Erfahrungen im Feld.» Als Seelsorger in der Armee habe man Kontakt zu Leuten, welche die Kirche sonst nicht erreiche:

Männer zwischen zwanzig und fünfzig Jahren. Zudem sei man immer am Puls der Zeit und habe ein grosses Beziehungsnetz.

ZERTIFIZIERT. Mit diesen Vorteilen will die Armee nun stärker werben. Derzeit führt sie Gespräche mit den Landeskirchen. «Wir suchen mit ihnen Möglichkeiten, die zur vermehrten Rekrutierung von Geistlichen führen könnten», sagt Urs Aebi, Chef Armeeseelsorge im Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS). Eine weitere Massnahme, neben der Werbebroschüren mit Rekrut Koller: Neu wird Pfarrern, die sich als Armeeseelsorger ausbilden lassen, ein Zertifikat ausgestellt, das sie bei einem Stellenwechsel vorzeigen können. «Es soll belegen, dass sie durch ihre Tätigkeit in der Armee neue Fähigkeiten erworben haben», sagt Urs Aebi. Zudem sollen Orientierungstage an den Universitäten schon Studenten auf die Möglichkeiten in der Armeeseelsorge aufmerksam machen. Zudem gibt es die Möglichkeit, in einer Art Schnupperlehre Armeeseelsorger während mehrerer Tage zu begleiten.

GLEICHBERECHTIGT. Ein weiteres Rekrutierungsfeld sieht die Armee bei den Theologinnen. «Mehr als die Hälfte der Theologiestudierenden ist heute weiblich», sagt Chef-Armeeseelsorger Urs Aebi. Deshalb seien Frauen sehr willkommen. «Auch in ausländischen Armeen funktioniert das sehr gut.» Seit 1990 ist es in der Schweiz möglich, dass Frauen als Armeeseelsorgerinnen Dienst leisten. Sie müssen keine Rekrutenschule vorweisen, sondern lediglich die sogenannte Swisscoy-Ausbildung machen: eine Art Crashkurs für all jene, die mit der Schweizer Armee in den Kosovo gehen – oder eben Armeeseelsorger werden wollen.

GENDERGERECHT. Derzeit gibt es erst zwei Frauen, die sich als Armeeseelsorgerinnen betätigen. In diesem Jahr wird eine weitere hinzukommen. Doch Urs Aebi ist zuversichtlich, dass es künftig noch mehr sein werden: «In der Schule 2014 werden wohl zwei bis drei Frauen teilnehmen», sagt er. «Ich rechne damit, dass der Frauenanteil in der Armeeseelsorge langsam, aber stetig steigt.»

KATIA MURMANN

Militärseelsorge in multireligiösen Zeiten

121 reformierte und 110 katholische Pfarrer sind derzeit als Armeeseelsorger tätig. Doch sind die christlichen Theologen einmal im Dienst, sind sie für alle Soldaten da, unabhängig von deren Konfession. Denn zunehmend haben die Geistlichen in der Armee auch mit Muslimen und Angehörigen anderer Religionen zu tun. Deshalb werden die Armeeseelsorger im interkulturellen Bereich ausgebildet. «Das ist wichtig», sagt Urs Aebi, Chef Armeeseelsorge im Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS). Aebi lässt sich in religiösen Fragen von einem Imam und einem Rabbiner beraten. «Das interreligiöse Zusammenleben in der Armee funktioniert sehr gut», stellt Aebi fest.

«Ich sehe kein Ende der Tragödie»

FUKUSHIMA/ Am 11. März jährt sich die Reaktorkatastrophe von Fukushima. – Ein Erlebnisbericht des gebürtigen US-Amerikaners Jeffrey Mensendiek, Pfarrer der United Church of Christ und Leiter des Emmaus-Zentrums in Sendai.

JAPAN

MISSION 21/ SPENDEN

Über 360 000 Franken hat das evangelische Missionswerk Mission 21 bis heute für die Opfer des Erdbebens vor einem Jahr im Nordosten Japans gesammelt. Mit den Spenden werden Projekte der United Church of Christ unterstützt, einer Partnerkirche von Mission 21: so etwa Erholungs- und Stipendienprogramme für Kinder aus Fukushima.

DAMALS. «Als das Erdbeben am 11. März 2011 Japan erschütterte, arbeitete ich im Emmaus-Zentrum in Sendai – zwanzig Kilometer von der Küste und achtzig Kilometer von Fukushima entfernt. Der Tsunami verwüstete die Küstenregion, drang aber nicht bis zu uns vor. Das Erdbeben richtete zwar Schäden an, doch die Stadt blieb weitgehend verschont. Aber es gab keinen Strom, kein Gas und Wasser mehr. Und die Menschen standen Schlange für Lebensmittel. Ganz anders war die Lage an der Küste: Im Fernsehen sahen wir, was der Tsunami dort angerichtet hatte. Es

war ein unglaublicher Anblick der Zerstörung. Viele Leute kamen zu uns: besorgte Nachbarn, Jugendliche, Pfarrerinnen und Pfarrer. Wir boten den freiwilligen Helfern, die aus dem ganzen Land anreisten, Unterkunft an. Und wir fuhren mit dem Velo zu den Menschen in den Notbehausungen.»

HEUTE. «Jetzt ist das Leben in Sendai wieder zur Normalität zurückgekehrt. Aber wenn man zur Küste hinaus fährt und



Leben mit Fukushima: Pfarrer Jeffrey Mensendiek, seine japanische Frau und ihre gemeinsamen Kinder

die Menschen besucht, die nach wie vor in Notunterkünften leben, ist die anhaltend trostlose Situation spürbar. Die Tage sind kalt. Es fehlt an Heizungen und Decken. Etliche Menschen haben ihre Lebensgrundlage verloren. Und die Behörden unterstützen die Überlebenden nur mangelhaft. Die lokalen Kirchgemeinden helfen bei der Koordination der Nothilfe. Achtzig Prozent der Freiwilligen sind keine Christen, und dennoch tragen sie die Arbeit der Kirche mit. Es ist wunderbar, wenn die Kirche grösser ist als sie selbst. Es gibt ja nur ein Prozent Christinnen und Christen in Japan.

Zum Thema radioaktive Verstrahlung: Wir trauen den Angaben der Regierung nicht. Wir müssen uns selbst Informationen beschaffen, um uns zu schützen.»

MORGEN. «Ich sehe kein Ende der Tragödie. Ich habe grosse Angst davor, was bei den Kraftwerken von Fukushima noch alles passieren kann. Ich denke vor allem an die Kinder, auf die in den kommenden Jahren gesundheitliche Probleme zukommen werden. Angesichts der Beschuldigungen vonseiten der Behörden und von Tepco, der Betreiberin der Atomreaktoren in Fukushima, dürfen sich die Christinnen und Christen nicht scheuen, Einspruch zu erheben und den Ängsten und Sorgen der Menschen eine Stimme zu geben.

Ich lebe immer noch hier, im Umkreis von Fukushima, weil dies mein Zuhause ist. Hier sind die Menschen, mit denen ich mein Leben während fast fünfzig Jahren geteilt habe. Ich hätte nach dem 11. März 2011 nicht weggehen können, nur, um meine eigene Haut zu retten. Ich wollte bleiben, um ein Zeichen des Vertrauens und der Unterstützung zu setzen.» **AUFGEZEICHNET VON ANNA WEGELIN**

AUF EIN WORT, HERR PFARRER

Zwölf launige Fragen an: Reto Beutler, 48, Pfarrer in Utzenstorf



Gott: Geist, Hauch, Atem, Wind

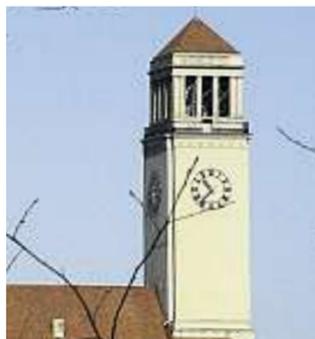
- 1** Tragen Sie im Gottesdienst einen Talar? Nein, nie! Erstens steht er mir nicht, und zweitens habe ich den Anzug mit Krawatte als meine Arbeitskleidung definiert.
- 2** Welches Buch nehmen Sie mit auf die Insel – nebst der Bibel natürlich? Einen Blindband, in den ich meine Erlebnisse aufschreiben könnte. Und die ältere Ausgabe (1966) von Tolkiens «Herr der Ringe» – einen Schinken von über tausend Seiten, für den ich dann mal Zeit hätte.
- 3** Schon mal eine Predigt abgekupfert? So 1 : 1 geht das nicht! Gemäss Plato ist ja eh alles ein «Wiedererinnern», und C. G. Jung spricht vom kollektiven Unbewussten: Also gibt es das ultimative Eigene und Neue gar nicht! Ich bemühe mich, vorhandene Geschichten und Gedanken aufzunehmen und mit eigenen Worten zu einem Ganzen zu gestalten.
- 4** Wen hätten Sie schon lange mal bepredigen wollen? Eine volle Kirche nur mit Männern zwischen vierzig und sechzig Jahren.
- 5** Wann ist letztmals jemand aus einem Gottesdienst von Ihnen gelaufen? Nicht, dass ich wüsste ... Aber jemand ist mal beim Ausgang wutentbrannt an mir vorbeigeeilt, mit bösem Blick und Gemurmel – ich war wohl zu politisch gewesen!
- 6** Wie stellen Sie sich Gott vor? Gar nicht! Es ist für mich eine absolut geistige Vorstellung. Am nächsten kommt vielleicht das hebräische Wort «ruach», was bedeutet: Geist, Hauch, Atem, Wind.
- 7** Welches ist Ihre Lieblingsbibelstelle? Ich habe drei. Erstens mein eigener Hochzeitsvers in Sprüche 16, 9: Da geht es um die Verantwortung des Menschen und um Gottvertrauen. Zweitens Lukas 17, 20+21: Mir gefällt die Diesseitigkeit Gottes. Und drittens 1. Johannes 4, 12: Die geliebte Liebe in unseren Beziehungen hat mit Gottes Liebe zu tun.
- 8** Welchen Text möchten Sie gerne aus der Bibel streichen? Keinen. Aber ich fühle mich frei, Teile der Bibel gar nie aufzuschlagen.
- 9** Wie spricht Sie a) der Sigrist, b) die Konfirmandin, c) die Frau im Coop an? a) Reto, b) Herr Beutler, c) je nachdem, wie und ob wir uns kennen.
- 10** Was wären Sie geworden, wenn nicht Pfarrer? Jazzmusiker, Architekt oder Matrose auf einem grossen Segelschiff.
- 11** Haben Sie – etwa an einer Party – Ihren Beruf auch schon mal verleugnet? Verleugnet nicht, aber verschwiegen. Weil ich nicht immer Lust habe, über ihn zu sprechen und die üblichen Fragen zu beantworten.
- 12** Mit dem Aschermittwoch, heuer am 22. Februar, hat die vierzigstägige Fastenzeit angefangen. Worauf verzichten Sie? Während sieben Tagen auf jegliche Nahrung und Getränke – ausser Wasser, Tee, fettarme Bouillon und verdünnter Fruchtsaft. Ich leite die Fastengruppe in unserer Kirchgemeinde. Und bin immer wieder stolz, es geschafft zu haben.



Kirche Bethlehem



Französische Kirche



Friedenskirche



Heiliggeistkirche



Johanneskirche



Kirche Bümpliz



Markuskirche



Matthäuskirche



Münster



Nydegkirche



Pauluskirche



Petruskirche

Zusammenschluss ist kein Tabu mehr

KIRCHGEMEINDE BERN/ Lange Jahre hat man über Zusammenarbeitsmodelle gesprochen. Nun liegt ein radikaler Vorschlag auf dem Tisch.

Zwölf selbstständige Kirchgemeinden mit insgesamt vierzehn Kirchen und etlichen Kirchgemeinderäumen umfasst die Gesamtkirchgemeinde der Stadt Bern. Diese Strukturen sind historisch gewachsen, aber zunehmend merkt man: Sie sind auch ineffizient und personalintensiv.

Eine Kommission ist seit Monaten dabei, neue Modelle zu evaluieren. Sie überrascht nun mit einem revolutionären Vorschlag: Die zwölf Kirchgemeinden sollen zu einer einzigen neuen «Kirchgemeinde Bern» zusammenwachsen. Diese sei nicht zentralistisch zu organisieren, im Quartier bliebe Raum für ein eigenständiges Kirchenleben. Vielleicht gäbe es am Schluss zwar nicht mehr in allen Kirchen Gottesdienste, sagt Erika Hostettler, Kopräsidentin der Projektkommission, «aber es gäbe noch gleich viele kirchliche Orte».

WENIG SPIELRAUM. Die Kommission habe sich entschieden, den Kirchgemeinden diesen «mutigen Schritt nach vorn» vorzuschlagen, «weil wir im Laufe der Abklärungen gemerkt haben, dass viele kleine Schritte einfach nichts mehr bringen». Die Fakten sprechen tatsächlich eine deutliche Sprache: In den letzten vier Jahrzehnten ist die Zahl der Reformierten in der Stadt Bern um mehr als die Hälfte zurückgegangen und beträgt heute noch knapp 60'000 Mitglieder. Der Aufwand für Administration und für den Unterhalt der Gebäude steigt damit pro Kopf stetig. Und damit wird der finanzielle Spielraum für Seelsorge und Diakonie, für die Arbeit mit alten und jungen Menschen immer kleiner. Kommt hinzu, dass die Kirchgemeinden spüren, wovon auch Parteien

und Vereine ein Lied singen können: Es wird zunehmend schwierig, qualifizierte Ehrenamtliche für die Bestellung der Gremien zu finden. Zwölf Kirchgemeinden – das heisst auch: zwölf Kirchgemeinderäte, viel Administration, viele Doppelspurigkeiten. Ratsmitglieder in Kirchgemeinden haben volle Terminkalender und sitzen oft auch noch in gesamtstädtischen Gremien (Parlament oder Exekutive).

NEUE PERSPEKTIVEN. «Es gibt diverse Arbeiten, die man ohne Weiteres gesamtstädtisch organisieren könnte», ist Erika Hostettler überzeugt. Andere – wie etwa die Seelsorge, die Alters- und die Jugendarbeit – müssten aber auch in Zukunft kleinräumig passieren. Und nicht zuletzt denkt man an neue gesamtstädtische Angebote. Das alles wird nicht ohne Folgen für das Personal bleiben. Jean-Marc Burgunder, Kopräsident der Projektkommission, geht allerdings davon aus, «dass angesichts des mehrjährigen Prozesses keine Entlassungen nötig werden».

Die Projektkommission macht vorerst keine Vorschläge, wie die künftige Kirchgemeinde funktionieren könnte. Die Details müssten im Dialog mit den Kirchgemeinden erarbeitet werden. Im März sind verschiedene Informationsveranstaltungen für die Kirchgemeinden geplant. Bis im Juli sammelt dann die Projektkommission die Reaktionen und verfasst anschliessend einen Schlussbericht zuhanden des Grossen Kirchenrats (Parlament). Dieser entscheidet im November über die weiteren Schritte. In drei bis fünf Jahren könnte die Umstrukturierung verwirklicht sein. RITA JOST

KOMMENTAR

RITA JOST ist «reformiert.»-Redaktorin in Bern



Keine Angst vor Reformen!

PLANEN. Zwölf Kirchtürme, zwölf reformierte Stadtberner Kirchgemeinden. Jede hat ihr eigenes Gepräge, ihre Geschichte, ihr Selbstverständnis. Kann man sie zu einer einzigen Stadtberner Kirchgemeinde zusammenschliessen? Spontan möchte man sagen: Unmöglich! Man nimmt den Menschen die kirchliche Heimat weg, der Schaden wird grösser sein als der Nutzen. Das ist die emotionale Sicht auf das Problem. Die realistische lautet: Dieser kirchliche Heimatschutz wird in Zukunft zeitlich und finanziell so aufwendig sein, dass die Kirche als Ganzes darunter leidet. Die Projektkommission Stukturdialog legt nun einen mutigen Vorschlag auf den Tisch. Dessen Tenor: nicht Jammern, sondern den grossen Schritt planen!

TRÄUMEN. Wenn die Kirchgemeinden mitziehen, könnte damit tatsächlich ein neues Kapitel städtische Kirchengeschichte beginnen. Kühne Träume könnten wahr werden: eine Stadt mit einer Musikkirche, einer Experimentierkirche, einer Jugendkirche, einer Gastkirche. Darin Gottesdienste, die anders sind: farbiger, bodennaher, spiritueller, politischer, erbaulicher, jugendgerechter, liturgischer, werktäglicher. Und genau deshalb mehr Menschen anziehen. Wenn solche Neuerungen mit der neuen Struktur möglich werden sollen, dann darf die Zeit der Träume nicht zu kurz bemessen sein. Eine Stadtkirche neu zu denken, ist eine Herausforderung. Aber Reformierte haben mit Reformen ja Erfahrungen. Und: Mit neuen Ideen wirken sie überzeugender als mit altem Gejammer.

AUSWEG/ Klimakrise, Finanzkrise, Ressourcenkrise: Wie kriegen wir die Kurve?

AUFBRUCH/ Gerechter, langsamer, bescheidener: Strategien zur Bewahrung des Lebens



Zukunftswerkstatt: Was ist zu tun, damit die Welt auch morgen Lebensraum für Menschen, Tiere und Pflanzen bleibt?

EDITORIAL

RITA JOST ist «reformiert.»-Redaktorin in Bern



Der Staat? Gott? – Wir!

«Freudlos», «trübsinnig», «ohne Zuversicht» sei unser Beitrag zum Jahreswechsel gewesen («Fahrt ins Unge- wisse», Ausgabe 1/12), warfen uns Leserinnen und Leser vor. Und rieten uns, mehr Hoffnung zu ver- breiten. In die Bibel zu schauen. Gott zu vertrauen.

Nun denn, wir tun es in die- sem Dossier. Wir hören mit dem Ethiker Otto Schäfer auf die Bibel. Und wir verbreiten Hoffnung – mit konkreten Vorschlägen von Fachleuten. Allerdings können wir die Tatsachen nicht schönen. Es ist so: Den Raubbau der letzten fünfzig Jahre erträgt die Welt nicht länger. Es braucht ein Umdenken, einen Wandel!

Gottvertrauen ist gut. Aber Gottvertrauen allein reicht nicht. Es braucht Menschen, die in sich gehen, dann aber handeln. Wir können die Politik und die Gesetz- gebung in der Schweiz durch unser Wahl- und Abstim- mungsverhalten beeinflussen. Und wir selbst entscheiden, ob «Fleisch oder Gemüse», «Auto oder Bus», «Malediven oder Malcantone». Wir stellen die Weichen. An der Urne, im Alltag. Gottlob!

Der Mensch lebt nicht vom BIP allein

WOHLSTAND/ Steigt das Bruttoinlandprodukt (BIP), gehts uns gut. Stimmt das? Glück ist mehr als Geld und Gut, mahnt der Ethiker Otto Schäfer.

OTTO SCHÄFER TEXT / DANIEL LIENHARD ILLUSTRATIONEN

«Ein Gericht Gemüse in Liebe ist besser als ein gemästeter Ochse mit Hass»: Wer dieses Sprichwort hört, wird schmunzeln – und sich vielleicht wundern, dass es in der Bibel steht (Sprüche 15, 17). Immer nur mehr ist noch kein Gewinn, es kommt auch auf die Qualität an, bedeutet das. Oder anders gesagt: Wohlstand ist mehr als nur die Steigerung von Produktion und Konsum. Für biblisches Denken ist das so selbstverständlich, dass es dafür ein wunderschönes Wort gibt: Schalom. Schalom wird meist mit Frieden übersetzt, es heisst aber auch Wohlstand, Wohlbefinden, Ganzheit. Schalom bedeutet, dass alles heil ist. Etwas Besseres kann man sich gar nicht wünschen; so ist im Orient Schalom zu einem Gruss geworden. Mit der Anrede «Friede sei mit euch» tröstet und bestärkt der auferstandene Christus seine Jünger. Die arabische Version heisst «Salem aleikum»: Friede sei mit dir. Friede, Wohlstand und Wohlergehen.

KULT. Kein Wunder also, dass sich die Kirchen und die Christenheit schon lange mit der Frage befassen, was recht verstandener Wohlstand ist. Das kritische Nachdenken darüber ist ja keineswegs neu. Schon 1973 beklagte der damalige Generalsekretär des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK), Philip A. Potter, «unsere Konsumgesellschaft» sowie «unseren Kult des Bruttonationalprodukts». Mit Kult meinte er eine Verehrung, wie sie nur Gott gebührt.

Stimmt es, dass wir uns dem BIP – dem Bruttoinlandprodukt, wie es heute genannt wird – bedingungslos unterwerfen? Das BIP misst unsere Wirtschaftsleistung, nämlich den jährlichen Gesamtwert aller Güter, die im Inland hergestellt werden und dem Endverbrauch dienen. Diese Güter werden mit Geld bezahlt, ihr Wert ist ein Geldwert. Steigt das BIP, sind wir beruhigt: Unserer Wirtschaft geht es gut. Aber nimmt damit auch unser Wohlstand zu? Wächst mit dem BIP auch unsere Lebensqualität?

WERT. Klar ist: Das BIP misst zu viel und zu wenig. Zu viel, weil so manches, was mit Geld bezahlt wird, den Wohlstand nicht steigert; zu wenig, weil zum Wohlstand vieles beiträgt, was keinen Geldwert hat. Konkret: Wenn ich mir ein Bein breche oder mein Fahrzeug zu Schrott fahre, bekommen Ärzteschaft und Autobranche Aufträge für Heilung und Ersatz – für das BIP schlägt das positiv zu Buche.

Aber werden so Wohlstand und Lebensqualität gemehrt? Das passiert eher dort, wo unbezahlte Hausarbeit geleistet, Kinder erzogen, Familienangehörige gepflegt werden – doch davon merkt das BIP nichts. Es ist auch blind dafür, dass nachhaltiges Wirtschaften, eine gerechte Verteilung der Güter, ein fairer Umgang zwischen Frauen und Männern, eine friedensfördernde Politik das Wohlbefinden mehren. Das BIP fragt nicht danach, ob die Menschen glücklich und zufrieden sind.

GLÜCK. Neue Modelle beziehen ein, was den Wohlstand mehrt, ohne dass Geld fliesst, und ziehen ab, was zwar kostet, aber keine zusätzlichen Werte schafft. Schon seit 1972 wird im buddhistisch geprägten Königreich Bhutan das «Bruttosozialglück» beziffert, und auch in Deutschland und den USA sind neue Wohlstandsindikatoren entwickelt worden. Politisch sind sie aber unbequem – sie zeigen nämlich, dass unser Wohlstand kleiner ist, als uns das BIP weismacht. Und: So, wie wir heute wirtschaften, steigt er nicht mehr. «Der Mensch lebt nicht vom Brot allein», sagt die Bibel. Vom Geld allein auch nicht. Wohlstand ist mehr als Geld. Diese Einsicht sollten wir unbedingt in die Zahlenwelt der Volkswirtschaft übersetzen.



OTTO SCHÄFER, 56 ist Theologe und promovierter Biologe. Er arbeitet als Beauftragter für Theologie und Ethik beim Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund (SEK).

Die Welt, wie sie ist – und wie sie sein könnte

ZUKUNFT/ Nicht nur düstere Apokalyptiker, auch nüchterne Wissenschaftler sagen: Die Welt ist an einem Wendepunkt angekommen, wir können nicht mehr weitermachen wie bisher. Bloss: wie dann? Sechs Fachleute präsentieren Ideen für eine lebenswerte Zukunft.



MOBILITÄT

Das Leben ins Quartier holen

SO IST ES. In der Schweiz sind heute rund fünfzehn Millionen Motorfahrzeuge immatrikuliert. Mehr denn je. Es hat so viele Autos, dass die gesamte Bevölkerung auf den Vordersitzen Platz hätte. Die Hälfte der Fahrten wird in der Freizeit unternommen. Fahren wir so weiter, kommt zum Verkehrskollaps.

SO KÖNNTE ES SEIN. In vierzig Jahren lebt Reto Müller mit Frau und zwei Kindern in einer Gemeinde, in der erdgasbetriebene Niederflerbusse und von freiwilligen Pensionierten gefahrene Kleinbusse Fahrten zwischen allen Quartieren, Einkaufszentren, Bahnhof oder Sportanlagen ermöglichen. Wer in der Agglomeration wohnt, ist via Stadtbahn mit den Zentren in der ganzen Region verbunden. In Reto Müllers Garage steht ein Elektroauto (oder eines mit einem anderen umweltfreundlichen Antrieb), das sich inzwischen die meisten leisten können. Wahrscheinlich hat er aber überhaupt kein Auto, denn die öffentlichen Verkehrsmittel sind so effizient und gut ausgebaut, dass er die meisten Orte gut und schnell damit erreicht. Zudem ist das Fahrradwegnetz bestens ausgebaut. Muss Reto Müller an einen abgelegenen Ort fahren oder etwas transportieren, nimmt er ein Auto eines Carsharing-Unternehmens. Zum Einkaufen muss er ohnehin nicht mehr weit fahren, sondern kann das Wichtigste im Quartier oder im Bahnhofsladen kaufen. Dank der Unterstützung und der nachhaltigen Raumplanung der Gemeinde sind nämlich die kleinen Läden wieder in die Quartiere zurückgekehrt. Da die Bauweise nun eher verdichtet, also in die Höhe statt in die Breite erfolgt, profitiert der Quartierladen von einer grösseren Anzahl Menschen. Kommt dazu, dass der Bevölkerungsanteil der Menschen über sechzig Jahren nun bei über vierzig Prozent liegt, weshalb die Nahversorgung ausgebaut worden ist. Seine Kinder lässt Reto Müller sorgenfrei in Kindergarten und Schule laufen, denn der Verkehr ist – indem er sich hin zum öffentlichen und nicht motorisierten Verkehr verlagert hat – viel weniger gefährlich als früher: Starben im Jahr 2010 auf den Schweizer Strassen noch 327 Menschen, so sind es im Jahr 2050 weniger als hundert.



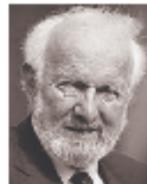
KLAUS ZWEIBRÜCKEN, 54 ist Professor für Verkehrsplanung an der Hochschule für Technik in Rapperswil SG.

ENERGIE

Das Energiesparen attraktiv machen

SO IST ES. Der weltweite Energieverbrauch hat sich in den letzten hundert Jahren verzehnfacht. Heute verbraucht die Menschheit 1,4 Mal so viel Ressourcen, wie die Erde zur Verfügung stellt. Die grössten Sünder sind die reichen Industrienationen – wegen ihres enormen Verbrauchs an fossilen Energien.

SO KÖNNTE ES SEIN. Mitteleuropa muss seinen Ressourcenverbrauch um 75 bis 80 Prozent senken. Das ist möglich: Man kann eleganter, klüger und genügsamer haushalten und beispielsweise aus einer Kilowattstunde, einem Liter Benzin, einem Liter Wasser fünf Mal mehr herausholen. Oder sogar noch mehr: LED-Dioden etwa benötigen zehnmal weniger Strom als Glühlampen, ein Minergiehaus ist zehnmal energieschonender als ein konventionelles. Die Industrie könnte durch Metallrecycling in Einzelfällen gar zwanzig Mal mehr aus ihren Abfällen herausholen. Gefordert sind wir alle. In erster Linie aber der Staat. Er muss per Gesetz Bedingungen schaffen, dass, wer ökologisch haushaltet und wirtschaftet, wohlhabender wird. Energiesparen muss sich lohnen! Effiziente Geräte und Maschinen müssen erschwinglich sein. Das lässt sich staatlich steuern. Zum Beispiel so: Die Kosten pro Kilowattstunde Energie werden jedes Jahr um so viele Prozente teurer, wie im vorangegangenen Jahr die durchschnittliche Energieeffizienz zugenommen hat. Für Sparsame bleiben die Auslagen auf diese Weise konstant, der Wohlstand nimmt zu, der Energieverbrauch ab. Dieses System ist übrigens nicht utopisch, es ist erprobt: So wurde im 20. Jahrhundert die Arbeitseffizienz bei steigenden Löhnen und steigendem Wohlstand gesteigert. Das muss uns auch bei der Energie gelingen. Energiesparen darf kein Armutsprogramm sein. Was es jetzt braucht, ist ein Umdenken – und auch eine gewisse Genügsamkeit jedes einzelnen Menschen: etwa beim Essen (weniger Fleisch, mehr Gemüse) oder bei den Ferien (mehr Ruhe, weniger Flugstress). Wir müssen wieder lernen, uns zu fragen: Was tut uns und der Welt gut? Verschwendung ist kein Menschenrecht, Billigenergie auch nicht! Beide führen in die Sackgasse.



ERNST ULRICH VON WEIZÄCKER, 73 ist deutscher Naturwissenschaftler. Von ihm stammt das Buch «faktor Fünf. Die Formel für nachhaltiges Wachstum» (Verlag Droemer).

FINANZMARKT

Die Börsen entschleunigen, die Spekulationen verbieten

SO IST ES. Der Finanzmarkt hat sich von der Ökonomie entlernt: Die Riesensummen, mit denen spekuliert wird, sind um ein Mehrfaches grösser als die weltweit produzierten Güter und Dienstleistungen. Wenn wir so weiterfahren, drohen häufigere Börsenabstürze, Vermögensverluste und Renteneinbussen.

SO KÖNNTE ES SEIN. Wir brauchen einen Finanzmarkt, in dem hochspekulative Geschäfte keinen Platz haben. Also ein Finanzsystem, das die reale Wirtschaft, in der wir leben, mit Krediten versorgt; die Industrie, das Gewerbe, die Privatkunden. Das geht nicht ohne verantwortungsbewusste Anleger, die in nachhaltige Unternehmen investieren. Für solche Anleger wären entschleunigte Börsen unverzichtbar: Börsen, die Schluss machen mit dem Hochfrequenzhandel, bei dem in Millisekunden riesige Aktienpakete hin und her geschoben werden. Eine Finanztransaktionssteuer würde das spekulative Treiben ebenfalls dämpfen. Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy möchte eine solche einführen. Im Alleingang ist das schwierig. Auch die angelsächsische Welt muss davon überzeugt werden. Zudem braucht es wieder eine klare Trennung von Investment- und Geschäftsbanken. Investmentbanken können den Wertpapierhandel betreiben und Börsengänge von Unternehmen unterstützen. Geschäftsbanken sollen unser Geld getreulich aufbewahren, die Rechnungen ab Konto bezahlen, Kredite an Firmen und Hypotheken an Private vergeben. Hilfreich wäre in der Schweiz auch die Wiedereinführung des Artikels 158 des Strafgesetzbuchs, der 1993 auf Druck der Bankenlobby aufgehoben wurde. Dieser stellte Finanzberater unter Strafe, die unerfahrene Kunden mit ungenügender Finanzkraft zur Spekulation verleiten. Ein solches Spekulationsverbot ist wieder nötig. Kurz: Es braucht ein paar griffige Regeln und Verbote – allerdings nicht jedes Jahr mehr, da diese bekanntlich umgangen werden können und oft dazu führen, dass die Verantwortung gar nicht mehr übernommen wird. Wir brauchen verantwortungsbewusste Unternehmer, Mitarbeiter, Konsumenten, Anleger, Stimmbürger, Behörden und Politiker.



ANTOINETTE HUNZIKER-EBNETTER, 51 war bis 2002 Chefin der Schweizer Börse. Heute ist sie CEO der auf nachhaltige Investitionen spezialisierten Vermögensmanagementgesellschaft Forma Futura Invest AG.



ILLUSTRATION: DAVID E. LEPPAS

REICHTUMSVERTEILUNG

Die Gesellschaft gerechter gestalten

SO IST ES. Heute gibt es massive Vermögens- und Einkommensunterschiede – nicht nur in der Schweiz: Reiche werden reicher, trotz Finanzkrise. Den Mittelstand belasten zunehmend Steuern und Ausgaben. Untere Einkommen haben Mühe, ihre Existenz zu sichern.

SO KÖNNTE ES SEIN. Aus ethischer Sicht sind die Reichtumsunterschiede hoch problematisch: Es entsteht ein Ungleichgewicht der Macht, «untere Schichten» haben keine wirkliche Teilhabe an der Gesellschaft.

Eine Grundidee der sozialen Marktwirtschaft ist: Neben Leistungsgerechtigkeit braucht es auch Verteilungsgerechtigkeit. Dafür existiert in der Politik ein ganzer Instrumentenkasten: progressive Einkommenssteuer, Vermögenssteuer, Erbschaftsteuer usw. Es gibt da noch einigen Spielraum zur Besteuerung vermöglicher Menschen und damit für mehr Gerechtigkeit in unserer Gesellschaft; Gerechtigkeit übrigens auch zwischen «jung und alt», denn wir werden mit massiven Mehrkosten im Gesundheitssystem rechnen müssen, weil die Menschen immer älter werden.

Wir müssen beim Thema Gerechtigkeit zu einem vernünftigen Gespräch kommen, ohne dass hier allzu plump Einzelinteressen verfolgt werden. Es muss allen klar sein, dass dies ein wichtiges Thema ist, zu dem dringend Lösungsansätze erarbeitet und umgesetzt werden müssen. Wer sich hier als Politiker hinter Parteideologie jedwelcher Art versteckt, macht seinen Job einfach nicht gut. Und: Wir sollten Gerechtigkeits- und Gesellschaftsfragen nicht nur in Franken und Rappen bestimmen. Geld beruhigt, macht aber allein nicht glücklich. Meine Vision ist, über eine «glückliche Gesellschaft» zu reden. Die angemessene Vermögensverteilung ist dafür ein Bestandteil, aber es geht um mehr: um die Chancengleichheit zwischen Frauen und Männern sowie Inländern und ausländischen Mitbürgern, um Bildungschancen für alle Schichten, um Solidarität und Fürsorge zwischen den Generationen, um nachhaltige Energieformen. Und um eine erlebbare Natur.



THOMAS BESCHONER, 41 ist Professor an der Uni St. Gallen und Direktor des Instituts für Wirtschaftsethik. Er ist Gründer und Mit-Herausgeber der «Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik».

RAUMPLANUNG

Den Boden der Spekulation entziehen

SO IST ES. In der Schweiz wird jede Sekunde ein Quadratmeter Land überbaut. Seit Jahrzehnten. Immer mehr Kulturland verschwindet unter Siedlungen, Gewerbebauten und Strassen. Die Boden- und Immobilienpreise steigen unaufhörlich – und mit ihnen die Verschuldung der privaten Haushalte.

SO KÖNNTE ES SEIN. Im Jahr 2050 gehört der Boden gemäss unserer jahrhundertalten Tradition wieder der Allgemeinheit und wird von Genossenschaften bewirtschaftet. Diese bauen verdichtet, wie wir es von Altstädten her kennen. Durch gemeinschaftliche Räume und Nutzungen ist der individuelle Wohnflächenverbrauch drastisch gesunken. So konnte der Landverbrauch gestoppt werden. Die Kerndienstleistungen – ein grosser Teil der Nahrung, Freizeitangebote, medizinische Erstversorgung – produzieren und beziehen die Menschen lokal in ihrer dorffählichen Gemeinschaft. Neue Garagen und Parkplätze und mehrspurige Strassen braucht es nicht mehr. Diese Flächen sind nun für die Natur, für Gärten zur Bepflanzung und zur Erholung da. Die Kehrtwende in der Raumplanung wurde vor allem durch das Eindämmen des weltweiten ökonomischen Ungleichgewichts möglich. Dank einer ausgewogeneren Verteilung von Vermögen, Einkommen und Eigentum haben wir den wirtschaftlichen Wachstumszwang überwunden und leben in einer Gleichgewichtsökonomie. Damit wurden auch viele Migrationsgründe beseitigt, und das Bevölkerungswachstum strebt gegen Null. Da der Boden und die Immobilien durch genossenschaftliches Eigentum der stetigen Preissteigerung entzogen sind, wird ein immer kleinerer Anteil des Einkommens für das Wohnen ausgegeben. Die Kosten für den motorisierten Verkehr haben sich für Haushalte sowie für den Staat um den Faktor Zehn verkleinert. Deshalb müssen die Menschen deutlich weniger lang arbeiten. Weil sie mehr Zeit haben und nahe beieinander leben, unterstützen sie sich gegenseitig bei der Betreuung von Jung und Alt. So hat auch der Druck zu mehr Wachstum und zur Finanzierung der Renten und Pflege abgenommen.



JACQUELINE BADRAN, 50 ist Biologin, Ökonomin, Unternehmerin und SP-Nationalrätin. Ihr Schwerpunkt ist die Boden- und Immobilienpolitik.

ARBEITSTEILUNG

Die Arbeit ganz neu verteilen

SO IST ES. Die Schweiz wird immer älter. Heute kommen auf einen Pensionierten rund drei arbeitstätige Menschen zwischen 20 und 64 Jahren. Bereits 2035 wird das Verhältnis fast eins zu eins betragen. Wer soll dann die Alten und Gebrechlichen begleiten, wer deren Betreuung und Pflege bezahlen?

SO KÖNNTE ES SEIN. Sicher ist: Es braucht ein Umdenken und Umorganisieren. Die ausserberufliche Betreuung und Pflege der Alten und Kinder wird heute noch mehrheitlich von Frauen geleistet. Diese Arbeit muss in Zukunft gleichmässig auf beide Geschlechter verteilt sein. Frauen und Männer werden in allen Berufen und auf allen Ebenen gleiche und gleich viel Arbeit leisten. Deshalb müssen beide Geschlechter zu Hause und in der Gemeinschaft zu gleichen Teilen anpacken. Es wird genug zu tun geben! Neben den Betreuungs- und Begleitaufgaben für die Alten stehen nämlich noch ganz andere «Dienstleistungen an der Zivilgesellschaft» an: Aufgaben im Bereich des Umweltschutzes etwa, Integrationsarbeit für Ausländerinnen und Ausländer, Demokratietraining, Friedensarbeit im weitesten Sinn ... Diese Arbeiten müssen wir als Gesamtbereich neben der bezahlten Berufsarbeit organisieren. Als «Dienst an der Gemeinschaft». Arbeitskräfte wird es genügend haben: Die Armee wird verkleinert. Heute werden pro Jahrgang rund 25 000 armeetaugliche junge Männer rekrutiert! Sie – und etwa ebenso viele Frauen – kann man einsetzen. Auch die Finanzierung und die Logistik lassen sich lösen. Wir haben ja bisher auch die RS und WK organisiert und finanziert! Klar ist, dass dieser «Dienst an der Gemeinschaft» für junge Menschen beiderlei Geschlechts obligatorisch sein müsste und von Zivilpersonen geleistet werden muss. Davon profitieren würden Gesundheitswesen und Volkswirtschaft, aber auch jede und jeder in diesem Land: Das Projekt würde die Menschen nämlich einander näher bringen. Zusammen mit anderen, zeitlich begrenzt, etwas ganz anderes tun, für andere da sein, die Allgemeinheit entlasten – das könnte heissen: mehr Sicherheit, Zufriedenheit und sozialen Frieden für alle.



ZITA KÖNIG, 58 ist Juristin, Organisationsentwicklerin, Inhaberin der Agentur «eQuality» und Autorin des Buchs «Gender Mainstreaming. Gleichstellungsmanagement als Erfolgsfaktor».

ZUKUNFTSKONFERENZ Ausgangspunkt dieses Dossiers war eine sechstägige Zukunftswerkstatt, die im Januar auf dem Berner Gurten stattfand. Organisiert hatte diese Konferenz die Stiftung Zukunftsrat. Diese gibt im Frühling im hop-Verlag ein Buch heraus, das sich anhand der Entwicklungen der letzten fünfzig Jahre mit zukunfts-fähigen Visionen für die Welt befasst. WWW.ZUKUNFTSRAT.CH

FORUM

So nicht. Wie dann?

Sparen oder investieren? Verbieten oder deregulieren? Wachsen oder schrumpfen? Beten oder Handeln? Was haben Sie, liebe Leserinnen und Leser, für Ideen für die Zukunft der Welt, der Menschen, der Wirtschaft?

Sagen Sie uns Ihre Meinung: im Webforum WWW.REFORMIERT.INFO oder per Post: reformiert., PF 312, 3000 Bern 13.

Wachstum: Fluch oder Segen?

WIRTSCHAFT/ Das Wirtschaftswachstum schafft mehr Probleme, als es löst, warnt Urs P. Gasche. Ohne Wachstum gibt es keinen Wohlstand, kontert Rudolf Minsch. – Zwei Ökonomen im Zwist.

Herr Gasche, was haben Sie gegen das Wirtschaftswachstum?

Dass es bei uns als Allermittel gegen schier jedes Problem angepriesen wird: gegen die Arbeitslosigkeit und gegen die Schuldenkrise, für den Wohlstand und für die Sicherung der Renten, selbst der Umweltzerstörung ist angeblich nur mit weiterem Wachstum beizukommen. Dabei ist das Wirtschaftswachstum nicht die Lösung der Umweltprobleme, sondern deren Ursache: Seit dreissig Jahren leben wir so, als wären die Öl-, Gas- oder Uranvorkommen unendlich und sei das einzig Erstrebenswerte im Leben ein immer höherer Konsum. Doch seit dreissig Jahren leben wir auf Pump: auf Kosten der Natur und der kommenden Generationen, denen wir ein gravierendes Energie- und Umweltproblem hinterlassen. Und überdies einen gewaltigen Schuldenberg.

Der Reihe nach: Sie bestreiten also, dass sich eine wachsende Wirtschaft positiv auf die Arbeitslosenzahlen auswirkt?

Kurzfristige Wachstumsschübe wirken sich positiv aus. Doch längerfristig ist es eine Mär: Die Volkswirtschaften der Industriestaaten sind seit den 1970er-Jahren stark gewachsen – gleichzeitig hat die Arbeitslosigkeit überall zugenommen. Umgekehrt hatten wir in den Neunzigern in der Schweiz fast kein Wachstum – und trotzdem blieb die Arbeitslosigkeit im Vergleich zu «prosperierenden» Ländern tief. Auch wenn die Gleichung «Mehr Wirtschaftswachstum gleich mehr Arbeitsplätze» von Ökonomen wie ein Mantra rezitiert wird: Der Zusammenhang ist nicht erwiesen.

Und die Altersvorsorge? Sie, Herr Gasche, sind 66-jährig und beziehen eine Rente, die nicht zuletzt darum so grosszügig ausfällt, weil Ihre Pensionskasse Geld in Wert-

schriften angelegt – und also aufs Wirtschaftswachstum gesetzt hat.

Dieses Modell hat sich ja offensichtlich totgelaufen: Die Pensionskassen machen keine Rendite mehr. Man könnte die Altersvorsorge statt via Sozialabzüge auf den Löhnen – welche die Arbeit verteuern – auch dadurch finanzieren, dass Rohstoffe, Energie und Finanztransaktionen besteuert werden. Erstere sind viel zu billig, zum Energiesparen gibt es keine Anreize, und nach wie vor können Banken Milliardenbeträge steuerfrei verschieben und dabei ganze Volkswirtschaften gefährden.

Und wie wollen Sie die Schuldenkrise lösen, wenn nicht durch Wirtschaftswachstum?

Bis jetzt hat man stets versucht, Schuldenkrisen mit noch mehr Schulden zu lösen. Immer mit der Illusion, damit ein starkes Wachstum auszulösen, das es später erlaubt, sowohl die Schuldzinsen als auch die Schulden zurückzuzahlen. Das hat nie funktioniert: In den letzten zwanzig Jahren ist in den Industriestaaten die Verschuldung viel stärker gewachsen als die Wirtschaft.

Sie plädieren also fürs Sparen.

Es reicht eben auch nicht, einfach die Gürtel enger schnallen, solange das ganze System einseitig auf Wachstum ausgelegt ist. Es braucht ganz neue Lösungsansätze: Anreize für kürzere Arbeitszeiten, eine ökologische Steuerreform, den Abbau der Subventionen in Wirtschaft und Verkehr und eine Regulierung des Kapitalmarkts. Zudem muss das Wachstum der Bevölkerung gebremst werden.

«Die Beutezüge auf die letzten Rohstoffe haben bereits begonnen.»

URS P. GASCHÉ

Dennis Meadows, Autor des Buchs «Grenzen des Wachstums» (1972), sagte kürzlich in einem Interview: «Die Welt, wie wir sie kennen, ist am Ende.»

Teilen Sie diese Einschätzung?

Ja, unser Wirtschaftsmodell, das auf Wachstum ausgerichtet ist und auf der kostenlosen Plünderung der Ressourcen basiert, hat sich als Irrtum erwiesen. Aber wir haben es verpasst, die Weichen anders zu stellen, darum sind wir auch technologisch stecken geblieben. Nun ist ein Herkulesakt nötig.

Und wie sieht er aus, dieser Herkulesakt?

Es bräuchte eine Politik, die weniger die kurzfristigen Interessen von Lobbys vertritt, sondern jene der künftigen Generationen. Klar ist: Wenn wir nicht rasch handeln, kommt es zum Crash – zu massiven sozialen, politischen, vielleicht sogar militärischen Verwerfungen. Die Beutezüge auf die letzten günstigen Rohstoffe und Landreserven in Afrika und Südamerika haben bereits begonnen.

INTERVIEW:
MARTIN LEHMANN

Herr Minsch, unser Wirtschaftssystem ist auf permanentes Wachstum ausgerichtet. Ist das ein gutes Rezept?

Wachstum ist eine gute Sache, wenn es nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ geschieht. Gerade die Schweiz ist auf ein qualitatives Wachstum mit hoher Wertschöpfung angewiesen.

Unbegrenzt Wachstum auf einer begrenzten Erde ist doch gar nicht möglich.

Die Ressourcen sind limitiert, ja. Aber auch aus limitierten Ressourcen kann man mehr Wertschöpfung herausholen. Ein Beispiel: In der Schweiz benötigt die Herstellung einer Uhr mehr Ressourcen als diejenige einer asiatischen Billiguhr, doch hat sie eine hundert-, ja tausendmal höhere Wertschöpfung. Wachstum ist also möglich, auch wenn der Ressourcenverbrauch nicht stetig ansteigt.

Aber genau das tut er: Die Weltwirtschaft verbraucht immer mehr Ressourcen. Muss das sein?

Dagegen wäre eine globale CO₂-Abgabe ein sinnvoller Schritt, nicht aber eine Schweizer Insellösung. Die Ressourcenfrage wird immer stärker ins Zentrum der weltwirtschaftlichen Entwicklung rücken, weil die Preise für endliche Ressourcen weiter ansteigen werden. Darauf wiederum reagieren die Menschen mit neuen Ideen, etwa mit Häuser-sanierungen, um Erdöl einzusparen.

Ist Nullwachstum eine Alternative zum Wachstumszwang?

Nullwachstum ist keine Alternative, sondern Planwirtschaft pur. Für ein Wachstum von 0,0 Prozent müsste man jede einzelne Wirtschaftstätigkeit kontrollieren – das genaue Gegenteil von Wirtschaftsfreiheit. Diese aber ist der Treiber zum Wachstum und zur Schaffung neuer Stellen. Ohne wachsende Sektoren und Unternehmer, die neue Produkte schaffen, entstehen keine neuen Arbeitsplätze. Zudem steigt die Produktivität von Jahr zu Jahr, wir können also mit gleich viel Arbeit immer mehr herstellen. Würden unsere Unternehmen keine Produktivitätssteigerung anstreben, wären sie nach wenigen Jahren international nicht mehr wettbewerbsfähig.

Die Welt kommt ohne Wachstum aus, sagt Dennis Meadows, Autor der Buchs «Die Grenzen des Wachstums».

Meadows misstraut vor allem einem Wachstumsphänomen, das auf einem stetig steigenden Ressourcenverbrauch aufbaut. Wachstum bedeutet aber nicht unbedingt, dass man zwei oder drei Kühlschränke haben muss. Viel besser ist es, den alten Kühlschrank durch ein neues, energieeffizientes Gerät zu ersetzen.

Das Wirtschaftswachstum hat enorme Folgekosten: zerstörte Umwelt, Verbetonung der Landschaft, Mobilitätsexplosion, Sondermüll, Wirtschaftskriege – ein hoher Preis!

Einen hohen Lebensstandard beizubehalten ohne Teilnahme an der weltwirtschaftlichen Entwicklung, ist unmöglich. Wie früher die

Schweiz erkennen nun auch andere Staaten wie etwa China, dass die Umwelt nicht ewig weiter zerstört werden darf. Tatsache ist aber, dass die Menschen zuerst einen gewissen Lebensstandard erreichen wollen und erst dann auf die negativen Auswirkungen von Wachstum reagieren.

Wirtschaftswachstum beseitigt Armut auf der Welt erwiesenermassen nicht.

Einspruch! In Asien und Afrika kamen in den letzten Jahren Millionen von Menschen aus der Armutsfalle heraus, nur weil die Volkswirtschaften stark gewachsen sind. Was nicht heisst, dass es nicht immer noch zu viele Arme gibt. Manche afrikanischen Staaten leiden unter bürgerkriegsähnlichen Zuständen und können aus diesem Grund kaum Wachstum generieren.

Ist es naiv, davon zu träumen, dass die Wirtschaft dereinst auf rein qualitatives Wachstum umgestellt werden kann?

Wachstum und Ressourcenverbrauch sind noch nicht entkoppelt. Doch der Ressourcenverbrauch pro Kopf nimmt nicht mehr derart stark zu wie früher. Ich bin Ökonom, ich glaube an Anreize, die eine Verhaltensänderung bewirken. Der hohe Erdölpreis hat enorme Entwicklungen ausgelöst.

Ist die Finanzierung der Sozialwerke nur über ein konstantes Wachstum möglich?

Ja – oder dann müssen wir den Gürtel deutlich enger schnallen. Selbst bei moderatem Wirtschaftswachstum ist die heutige Rentenhöhe in der Schweiz langfristig nicht gesichert. Soziale Errungenschaften wie die AHV müssen neu beurteilt werden, weil sie in Zukunft nicht mehr im gleichen Mass zu finanzieren sind wie heute. Je mehr die Wirtschaft wächst, desto einfacher lassen sich die Sozialwerke aber sanieren.

INTERVIEW: STEFAN SCHNEITER

Langfassung der Gespräche unter: www.reformiert.info



URS P. GASCHÉ, 66 war Chefredaktor der «Berne Zeitung», Leiter des «Kassensturz» und Mitherausgeber des «K-Tipp». Seit 2004 ist er als Publizist tätig. Sein neustes Buch «Schluss mit dem Wachstumswahn. Plädoyer für eine Umkehr» hat er zusammen mit Hanspeter Guggenbühl herausgegeben (Rüegger-Verlag).

BILD: PIA NEUENSCHWANDER

«Die Preise für Ressourcen werden weiter steigen. Darauf reagieren die Menschen mit neuen Ideen.»

RUDOLF MINSCH



RUDOLF MINSCH, 45 ist Chefökonom und Mitglied der Geschäftsleitung von Economie-suisse. Er leitet innerhalb des Dachverbandes der Schweizer Unternehmen den Bereich Wirtschaftspolitik, Bildung, Energie/Umwelt.

BILD: CHRISTINE BARLOCHER

Verführung zum Staunen

KOSMOS/ Sterne und Moleküle als spirituelle Lehrmeister: Lorenz Marti schlägt in seinem neuen Buch eine Brücke zwischen Mystik und Physik.

Wussten Sie schon, dass wir Sternenkinder sind? Ein Grossteil der Atome unseres Körpers – und damit die Grundstoffe des Lebens – stammt nämlich aus verloschenen Gestirnen: das Eisen in unserem Blut, der Sauerstoff in der Lunge, das Kalzium der Knochen. – Zu lesen ist dies im neuen Buch «Eine Handvoll Sternenstaub» von Lorenz Marti, der für «reformiert.» regelmässig die Kolumne «Spiritualität im Alltag» schreibt (siehe Spalte rechts).

«Wir sind als Menschen zwar Winzlinge im All, sind aber eingebettet in einen riesigen Strom und tragen das Universum in uns», sagt Marti im Gespräch. In jedem und jeder lebe etwas fort, was seit dem Urknall vor vierzehn Milliarden Jahren «da ist». Und von jedem Menschen werde nach dessen Tod ein Stückchen uralte Sternenmaterie «weitergegeben in die kosmische Evolution»: «Das weckt in mir ein Gefühl des Verbundenseins, der Zugehörigkeit, der Beheimatung. Das hat für mich etwas Tröstliches.»

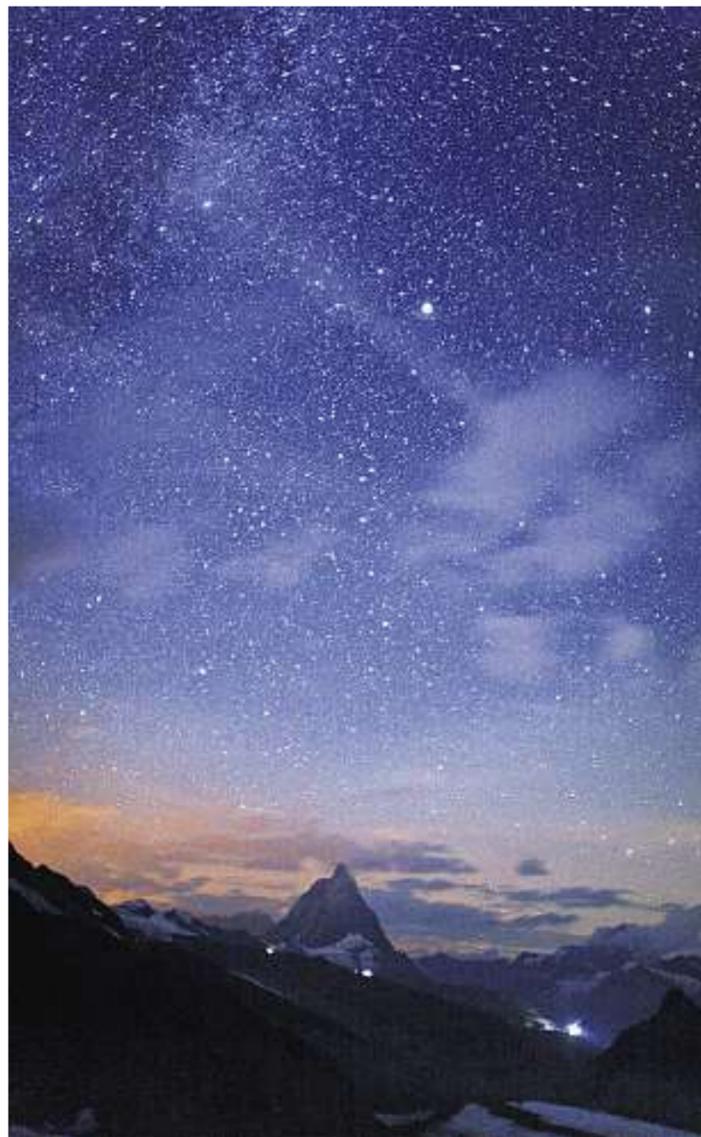
ENERGIEN. «Was das Universum über das Glück des Daseins erzählt»: So lautet der Untertitel des Buchs. Gut drei Jahre schrieb Lorenz Marti daran. Zunächst habe er sich «als Laie durchgebissen» durch populärwissenschaftliche Bücher über Kosmologie, Quantenphysik und die Relativitätstheorie. Er machte sich kundig über die Evolution des Lebens «auf unserem blauen Planeten, wo schon ein winziges Insekt weitaus komplexer gebaut ist als ein mächtiger Stern». Und er hat staunen gelernt: «Dass wir mitten in einem kalten, dunklen und lebensfeindlichen Universum existieren können, ist ein unwahrscheinlicher Glücksfall.»

KOSMOLOGIEN. Im Buch «Eine Handvoll Sternenstaub» liest man darüber in gut verständlichen, aber auch heiteren Worten. Lorenz Marti verwebt die kosmologischen, physikalischen und biologischen Fakten mit jahrhundertealten philosophischen und religiösen Weisheiten, die verblüffend ähnlich über die geheimnisvolle «Handschrift der Götter» spre-

chen. «Die modernen Physiker haben sich mutig bis an die Grenze der Erkenntnis vorgetastet», sagt er: «Sie liessen sich radikal erschüttern und wurden offen für den Dialog mit Philosophie und Mystik.» Ja, Spiritualität und Naturwissenschaft könnten sich treffen, sagt Lorenz Marti: «Beide haben unzählige Fragen und kaum sichere Antworten zu diesem ebenso rätselhaften wie wunderbaren Universum.»

EXERZITIEN. Es sind 52 angenehm kurze, je drei Seiten lange Texte, die Lorenz Marti in seinem Buch versammelt. Sie lesen sich wie unaufdringliche Exerzitien für säkulare Zeitgenossen. Über den Tod von Menschen und Sternen etwa, «ohne den das Universum nicht funktioniert». Oder über den «Überschuss an Kreativität» in der Evolution, «die man mit etwas Sinn für Romantik als grosse Liebesgeschichte lesen kann». **SAMUEL GEISER**

Lorenz Marti: Ein Handvoll Sternenstaub. Kreuz-Verlag 2012, 220 Seiten, Fr. 25.90



«Sterne rechnen nicht. Sie leuchten»: Lorenz Marti über die Spiritualität im All(tag)

Lesung von Lorenz Marti

Ein Blick in die Sterne am Schalltag: Am 29. Februar stellt Lorenz Marti sein neues Buch «Eine Handvoll Sternenstaub» vor. Die Lesung wird begleitet durch das Saxofonduo Barbara Aeschbacher und Lisa Wyss. Es laden ein: die Buchhandlung Voirol und die Redaktionen der Zeitschriften «pfarrblatt» und «reformiert.».

BUCHVERNISSAGE: 29. Februar, 19.30 Uhr, Rotonda (Pfarrei Dreifaltigkeit), Sulgeneckstrasse 13, Bern. Eintritt frei.

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Redaktor Religion bei Radio DRS und Buchautor



Der Knopf im Nastuch

UNTERSCHIED. Es gibt Smartphones, Organizers und Palms, und es gibt das gute alte Taschentuch. Das eine sind Kleincomputer im Westentaschenformat, das andere ist ein gewöhnliches Stück Stoff. Die Digitalgeräte speichern eine Fülle von Informationen. Was das Nastuch speichert, wissen Sie ja. Doch selbst dieses kleine Stück Stoff lässt sich als Organizer nutzen. Es braucht dafür keinen Strom und keine Wireless-Verbindung, sondern nur ein menschliches Gehirn. Während Smartphone & Co. über drahtlose Verbindungen mit so rätselhaften Namen wie Bluetooth und UMTS mit ihrer Umwelt kommunizieren, genügt beim Nastuch der Tastsinn einer Hand.

TRICK. Wenn ich mir etwas merken muss und gerade nichts zum Schreiben habe, mache ich einen Knopf in mein Nastuch. Ein uralter Trick. Aber er hilft. Der Knopf erinnert mich über Stunden oder Tage daran, dass da noch etwas war. Meistens weiss ich ziemlich schnell, um was es geht. Und wenn ich es nicht mehr weiss, muss ich nur an jenen Moment zurückdenken, in dem ich den Knopf geknüpft habe, und schon ist die Erinnerung wieder da.

VORTEIL. Während die Taschencomputer ihre Besitzer mit einer verwirrenden Vielzahl von Anwendungsmöglichkeiten stressen, stellt die Benutzung eines Nastuchs keine besonderen Anforderungen an den User. Also genau richtig für mich. Zudem nervt es nicht mit Piepstönen und Geblinke. Und störungsanfällig ist es ohnehin nicht. Ein weiterer Vorteil: Während sich das Nastuch durchaus als Gedächtnisstütze eignet, lässt sich nicht gut in ein Smartphone schnäuzen.

VERFLACHUNG. Es ist erwiesen, dass die Digitalisierung des Alltags unser Denken verflacht. Wir verfügen zwar über eine Fülle von Informationen, können diese aber nicht mehr verarbeiten. Das Denken wird sprunghaft und verliert an Tiefe. Wichtiges kann kaum noch von Unwichtigem unterschieden werden, Zusammenhänge gehen verloren. Ganz anders mein Knopf im Nastuch. Er übermittelt mir nur eine einzige Information: Denk daran!

ERINNERUNG. Der Knopf ist eine Erinnerungshilfe. Erinnern, das Wort verrät es, ist ein innerer Prozess. Informationen werden dabei nicht nur gespeichert, sondern auch verarbeitet. Die Weisheiten alter Kulturen sind überliefert worden, weil Menschen sie im Gedächtnis bewahrt und von Generation zu Generation weitergegeben haben. Auch die Bibel ist das Ergebnis einer jahrhundertealten Erinnerungskultur. Heute sind wir im Begriff, unser Erinnerungsvermögen zu verlieren. Bereits warnen Wissenschaftler vor einer «digitalen Demenz»: Gemäss dem Theologen Johann Baptist Metz droht «eine Kultur der Amnesie». Vielleicht wird man sich dereinst einmal zurücksehen nach den Tagen, als die Menschen sich noch einen Knopf ins Nastuch machten. Aber wahrscheinlich wird sich dann niemand mehr daran erinnern.



ABC DES GLAUBENS/ «reformiert.» buchstabiert Biblisches, Christliches und Kirchliches – für Gläubige, Ungläubige und Abergläubige.

B A B Y L O N

Was kommt einem in den Sinn, wenn man den Städtenamen «Babylon» hört? Vermutlich nicht viel Positives. Denn entweder denkt man an das «babylonische Sprachengewirr», an jene Konfusion also, die nach dem Bericht von 1. Mose 11 ausbrach, als man einen in den Himmel reichenden Prime Tower bauen wollte und darüber in Streit geriet. Oder vielleicht an das «babylonische Exil», an die Verschleppung vieler Menschen aus Jerusalem nach der Eroberung durch Nebukadnezar im Jahr 598 v. Chr.? Und wer apokalyptisch gestimmt ist, dem

mag die «Hure Babylon» aus der Offenbarung einfallen – ein Codewort für Rom und dessen unzimperliche Herrschaft. In allen drei Beispielen steht «Babylon» für ungute Erfahrungen mit der Macht. Und tatsächlich waren die diesbezüglichen Erfahrungen der Israeliten und Juden, später auch der frühen Christen meist schmerzliche. Aber Babylon war – wie später Rom – auch das Zentrum einer blühenden Kultur, eine Metropole mit vielen guten Menschen. Als Jeremia seinen «an den Wassern zu Babel» sitzenden und weinenden Landsleuten schrieb, da sagte

er ihnen: «Suchet der Stadt Bestes!» Seid pragmatisch, sinnt nicht auf Rache, baut Neues auf. Denkt an die Zukunft und auch an die anderen! Und als 539 v. Chr. das Exil vorüber war, gingen nicht alle Juden zurück nach Jerusalem, viele blieben in Babel. Daraus wurde ein erster Kern der jüdischen Diaspora, die den Monotheismus in die ganze antike Welt hinaustrug. Ohne Diaspora wäre die Ausbreitung des Christentums nicht möglich gewesen. Vorsicht also mit Schwarz-Weiss-Denken: Babylon war nicht nur ein Hort des Bösen. **NIKLAUS PETER**

Entlastet und ermahnt

SYNODALRAT/ Die Siseler Pfarrerin bleibt im Amt, erhält aber eine klare Weisung: keine Teilnahme mehr an islamophoben Blogs.

Im Herbst 2011 war Pfarrerin Christine Dietrich in verschiedenen Medien beschuldigt worden, islamfeindliche Parolen verbreitet und Angehörige der islamischen Religion beleidigt zu haben. Auch von «Hasspredigten» war die Rede. Der Synodalrat der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn liess daraufhin einen Berner Anwalt die Fakten klären.

KEINE BEWEISE. Ende Januar meldete die Kirchenregierung per Communiqué, «dass die Untersuchung keinen Beweis für islamophobe Äusserungen oder Schriften von Frau Dietrich» ergeben habe. Auch seien keine «Hasspredigten» bekannt geworden. Die der Pfarrerin angelasteten Aussagen stammten nicht von ihr. Insbesondere seien keine Verfehlungen in der pfarramtlichen Tätigkeit in Siselen bekannt. Der Fall sei damit abgeschlossen. Im Übrigen seien Kritik an der eigenen und an fremden Religionen sowie theologische Auseinandersetzungen nach dem Selbstverständnis der reformierten Kirche möglich und verstiesse weder gegen die Kirchenordnung noch gegen die Dienstweisung für bernische Pfarrerinnen und Pfarrer.

EINE WEISUNG. Für ihre Auftritte an islamfeindlichen Veranstaltungen in Deutschland wurde Frau Dietrich bereits 2010 vom Synodalrat gerügt und ermahnt, sich von derartigen Veranstaltungen künftig fernzuhalten: Diese Mahnung habe ihre Wirkung getan. Als unvereinbar mit der Stellung als bernische Pfarrerin wird ihre leitende Tätigkeit beim Internetblog «Politically Incorrect» bewertet. Obwohl Frau Dietrich im Spätsommer 2011 ihre Mitarbeit beendet habe, erteilt der Synodalrat ihr die klare Weisung, sich von derartigen Tätigkeiten künftig fernzuhalten. RITA JOST



Kirche Siselen: Der Synodalrat nimmt die Pfarrerin in Schutz – und ermahnt sie

«Von Kirchenleuten erwarte ich mehr Sensibilität»

ISLAMOPHOBIE/ Wann kippt Kritik in Phobie? Drei Fragen an den Rassismusexperten Hans Stutz.

Herr Stutz, der Berner Synodalrat spricht Frau Dietrich vom Vorwurf der Islamophobie frei, mahnt aber zur Abstinenz vor islamfeindlichen Blogs. Ihr Kommentar?

Der Stellungnahme fehlt es an Transparenz, da der Synodalrat den Untersuchungsbericht unter Verschluss hält. So bleibt unklar, welche Sachverhalte bei der Untersuchung miteinbezogen wurden. Wurden etwa die von Christine Dietrich 2007/2008 auf Politically Incorrect (PI) veröffentlichten und später gelöschten Einträge auch geprüft? Hat sich der Anwalt detailliert über Dietrichs Wirken als PI-Mitverantwortliche nach Breiviks Massnmord orientieren lassen?

Zwar erwähnt der Synodalrat den letztjährigen Verweis an Christine Dietrich für ihre PI-Mitarbeit. Unerwähnt lässt er aber, dass die Pfarrerin in der Vergangenheit bereits mehrmals angekündigt hatte, sich von PI zurückzuziehen – und dennoch weitermache. Auch ist nicht einsichtig, was Dietrichs Engagement für das Existenzrecht Israels mit Islamkritik zu tun haben soll, wie sie argumentiert – ausser man geht davon aus, dass Israel nicht gegen Palästinenser kämpft, sondern gegen Muslime. Klar ist: Damit übernimmt sie eine unter europäischen Islamophoben verbreitete Position.

Wo ziehen Sie als Experte die Grenze zwischen Islamkritik und Islamophobie?

Islamophobie beginnt da, wo dem Islam die gesellschaftliche Existenzberechtigung

abgesprochen wird, indem er pauschal als homogen und unveränderbar begriffen, als Antipode zum «Westen» aufgebaut und als Inbegriff von Rückschritt und Gewalt ausgegrenzt wird. Wenn Christine Dietrich in einem TV-Interview mit dem Sender «Russia today» (2009) erklärt: «Der Islam unterdrückt Frauen, missbraucht Kinder für Hass-erziehung, tötet Homosexuelle und verfolgt Juden», ist das meiner Meinung nach nicht Kritik, sondern Verunglimpfung.

Erwarten Sie von Pfarrerinnen und Pfarrern in Sachen Rassismus eine spezielle Sensibilität?

Als Aussenstehender erwarte ich von Kirchenleuten in Sachen Rassismus tatsächlich mehr Sensibilität: weil das Christentum – wie auch die anderen Weltreligionen – den Anspruch hat, das Heil in die ganze Welt und damit für alle Menschen zu bringen.

INTERVIEW: RITA JOST



HANS STUTZ, 60 ist Journalist und Luzerner Kantonsrat. Der Experte für Rassismusfragen hält am 22. März (19.00) an der Volkshochschule Lyss (Schule Kirchenfeld) einen Vortrag zum Thema «Das aktuelle Feindbild: Der Islam»

Bessere Karten gegen den Hunger

BROT FÜR ALLE/ Die ökumenische Kampagne 2012 nimmt die Ungleichbehandlung von Frauen und Männern ins Visier und mahnt ein neues Miteinander der Geschlechter im Süden an.

Einer Milliarde Menschen bleibt das Recht auf Nahrung verwehrt. Siebzig Prozent der Hungernden sind Frauen – obwohl gerade sie in vielen Ländern des Südens die Hauptrolle bei der Bereitstellung von Nahrungsmitteln spielen.

Die ökumenische Kampagne 2012 von «Brot für alle» und «Fastenopfer» nimmt diesen Missstand ins Visier und fordert unter dem Kampagnentitel «Mehr Gleichberechtigung heisst weniger Hunger» Geschlechtergerechtigkeit als Strategie gegen Hunger und Armut.

Gemäss einer Studie der UNO-Welternährungsorganisation FAO könnte die landwirtschaftliche Produktion in Entwicklungsländern um bis zu vier Prozent erhöht werden, würden die Rechte und Möglichkeiten der Kleinbäuerinnen gestärkt. Richtig verstandene Nachhaltigkeit respektiere nicht nur die ökolo-



Mehr Gleichgewicht zwischen Mann und Frau

gischen, ökonomischen und sozialen Aspekte, sondern auch die Geschlechtergerechtigkeit, unterstreichen die Hilfswerke. Dank mehr Gendergerechtigkeit würden die Frauen besseren Zugang zu Land, Wasser und Saatgut erhalten und sowohl in ihrer politischen als auch in ihrer gesellschaftlichen Stellung gestärkt. Dadurch erhielten sie auch bessere Karten, um gemeinsam mit den Männern dem Hunger entgegenzuwirken. Nicht zuletzt müssten auch traditionell «weibliche» Arbeitsbereiche wie Kinderbetreuung, Kranken- und Altenpflege, Kochen und Reinigen im vorherrschenden Wirtschaftssystem endlich berücksichtigt werden. STEPHAN KONCZ

WEITERE INFORMATIONEN auf Ihrer Kirchgemeinde

marktplatz.

INSERATE:
info@koemedia.ch
www.koemedia.ch
Telefon 071 226 92 92

Auf den Spuren meines Lebens.
Eine Woche für neugierige Menschen
Ferienwoche in Davos
Biografiearbeit, Ausflüge, Wanderungen
Sonntag, 15. bis Samstag, 21. Juli 2012
Kontakt: www.refmundigen.ch/biografie.
Heidi Kohler, Telefon 031 931 96 94

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
Basel / Zürich 061 313 77 74
Bern / Mittelland 031 312 90 91
Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90
www.zum-du.ch

Schöne Vitrinen

von b+m Vitrinen in Hausen b. Brugg.
Gratiskatalog unter www.vitrinen.ch oder
Telefon 056 441 50 41

Hier könnte Ihr Inserat stehen!

Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 290.–. Damit erreichen Sie 325 620 Leser im Kanton Bern.

Koemedia AG, Telefon 071 226 92 92, info@koemedia.ch

familynetwork.ch
netzwerk für familienplätze und familienbegleitung

Wir suchen Pflegefamilien!

Wir beraten und begleiten Sie gerne:
Tel. 062 205 19 50

Besuchen Sie uns unter:
www.familynetwork.ch

Gott und die Geliebte

HEIMLICHE LIEBE/ Die Theologin Elke Pahud de Mortanges erzählt in ihrem Buch «Unheilige Paare?» die Liebesgeschichten von acht Paaren aus der christlichen Tradition. Wie sich Glaube und Eros verbinden, erklärt sie im Interview.

Frau Pahud de Mortanges, Sie haben für Ihr Buch ein prickelndes Thema gewählt. (lacht) Das kam so: Vor drei Jahren rezensierte ich für die «Neue Zürcher Zeitung» den Briefwechsel zwischen dem verheirateten reformierten Theologen Karl Barth und seiner Mitarbeiterin und Lebensgefährtin Charlotte von Kirschbaum. Ich erhielt unerwartet viele Reaktionen, vor allem von Menschen, die sich sonst nicht für Religion und Kirche interessieren. Da spielt sicher ein kleines Stück Voyeurismus mit. Doch dem Thema wohnt ein Zauber inne, der weit über Voyeurismus hinausgeht.

Inwiefern?

Die Menschen, über die ich schreibe, lebten in unterschiedlichen Zeiten an unterschiedlichen Orten, waren religiöse Schriftsteller, Ordensmänner, Bischöfe und Theologieprofessoren, Ordensfrauen, Ehefrauen, Mütter, Ärztinnen und Mystikerinnen. Eines haben sie gemeinsam: Ihre Leidenschaft füreinander ist untrennbar verbunden mit ihrer religiösen Suche und Passion für den christlichen Weg. Es sind sehr religiöse Menschen, die an Wendepunkten stehen und sich fragen: «Wo ist mein Platz in der Welt und vor Gott?» Wie sie dem anderen begegnen, spüren sie ganz stark, dass Gott sie zueinandergeführt hat. So veränderten sie ihr Leben teils radikal.

Wie zum Beispiel?

Johanna Franziska von Chantal ist, modern gesprochen, in einer Midlifecrisis, als sie 1604 Bischof Franz von Sales begegnet: Sie hat schon ein ganzes Leben hinter sich, hat Kinder, ist verwitwet und lebt im Haushalt des Schwiegervaters auf dem Abstellgleis. Sie gerät auch in eine religiöse Krise, durch die sie Bischof Franz von Sales hindurchbegleitet. Durch einen intensiven Briefaustausch und Begegnungen kommen sie einander nahe – ob «nur» geistig-spirituell oder auch sexuell, ist nicht bekannt. Dadurch inspiriert, wird von Chantal schliesslich Ordensfrau: Mit diesem Standeswechsel eröffnen sich ihr neue Lebensperspektiven.

Als Johanna Franziska von Chantal und Franz von Sales sich näherkommen, staunt dieser über seine Gefühle. Er schreibt ihr, er empfinde «eine grosse innere Süßigkeit, wenn ich Ihnen die vollkommene Liebe Gottes und die anderen geistlichen Segnungen wünsche».

Die Briefe des Franz von Sales berühren mich. Man könnte sie als Sprachlehre des Intimen bezeichnen. Das Zitat zeigt schön, wie seine Gefühle für von Chantal und die Hingabe an sein geistliches Werk sich mischen. Franz von Sales und Johanna Franziska von Chantal erschrecken selbst über das, was ihnen geschieht; wie sie merken, dass es in ihrer Beziehung nicht nur um Gott geht. Vielleicht hat von Chantal deshalb manche Briefe von Sales verbrannt.

Apropos verbrannte Briefe: Wie gestaltete sich die Recherche zu Ihrem Buch?

Sie war bei jedem Paar anders. Ich habe nur Briefe verwendet, die bereits publiziert wor-

den sind. Es hat mich positiv überrascht, wie viel schon da ist. In einem Fall, bei Klara und Franz von Assisi, gibt es keine Briefe, sondern nur Legenden. Die Überlieferung der Briefe hat natürlich ihre eigene Geschichte: Briefe wurden weggesperrt oder verbrannt, gewisse Passagen wurden wegredigiert.

«Die Paare spüren, dass Gott sie zueinandergeführt hat.»

ELKE PAHUD DE MORTANGES

Was wurde unterdrückt und warum?

Meist waren es Passagen oder Briefe, die von den Nachlassverwaltern als zu eindeutig sexuell beziehungsweise als zu ungeistlich empfunden wurden. Damit sollte ein «positiveres» Bild von den

Schreibern, die teils grosse Theologen waren, vermittelt werden. Die Kirchen haben lange die Ansicht vertreten – und tun es teils heute noch –, dass jemand nur dann theologisches Format und geistige Tiefe haben kann, wenn er vermeintlich Gott allein liebt.

Die Briefe des Jesuitenpaters und berühmten katholischen Theologen Karl Rahner sind noch heute unter Verschluss. Luise Rinser dagegen hat ihre eigenen Briefe an ihn veröffentlicht.

Ja, dass es nur ihre Briefe gibt, ist das Manko des Kapitels in meinem Buch. Man spürt aber in ihren Briefen schon, was er etwa gesagt haben könnte. Sicher weiss man es jedoch nicht, weil der Jesuitenorden Rahners Briefe nicht freigibt.

Warum eigentlich nicht?

Ich habe mich beim Schreiben oft gefragt, ob die Öffentlichkeit Anrecht auf die Briefe hat. Ich glaube nicht. Rahner hatte seine Briefe an Rinser am Schluss bei sich, er muss sie also zurückgefordert oder zurückerhalten haben. Rinser schreibt mehrmals, sie wünsche, sie könne die «theologischen Brillanten», die er ihr hinlege, veröffentlichen. Man darf vermuten, dass Rahner das nicht wollte.

Die Nachkommen Karl Barths dagegen stimmten der Veröffentlichung seiner Briefe zu.

Dafür habe ich grossen Respekt. Überhaupt ringt mir die Geschichte von Karl und Nelly Barth sowie Charlotte Kirschbaum Respekt ab. Mich dünkt, Karl Barth sei ausserordentlich redlich. Er weiss, dass es Glück und Erfüllung mit Charlotte nicht geben kann um den Preis, dass er seine Ehefrau Nelly im Regen stehen lässt. Er schreibt ihr: «Ich kann

dich nicht loswerden wollen.» Er sieht sehr klar, in was er sich und die beiden Frauen hineinmanövriert.

Aber er lebt auch sein Begehren für Charlotte von Kirschbaum aus. Ist das egoistisch?

Als Aussenstehende steht es mir nicht zu, das zu bewerten. Barth spielte gegenüber beiden Frauen von Anfang an mit offenen Karten. Das ändert aber nichts daran, dass diese letztlich abhängig waren von ihm.

Nehmens Reformierte mit der Lust und der Liebe lockerer als Katholiken?

Im Buch kommen nur zwei protestantische Paare vor, die kaum repräsentativ sind. Mir scheint aber, sie haben ein unverkrampfteres Verhältnis zur Liebe und zur Sexualität als die katholischen Paare. Karl Barth schreibt sehr früh ganz nüchtern an Charlotte von Kirschbaum: «Für das Modell der geistlichen Minne

sind wir wohl beide nicht gemacht.» Und Martin Luther sieht die Ehe sehr pragmatisch. In seiner Theologie ist sie kein Sakrament mehr wie bei den Katholiken, sondern nur noch ein «rechtlich-weltlich Ding».

Sie beschreiben Priester und Ordensleute, die Liebe für Gott und Liebe für ein «Du» verbinden. Ist Ihr Buch eine Kritik am Zölibat?

Die Diskussion ums Pflichtzölibat für Priester flammte Anfang 2011 auf, als Theologen mit einem Memorandum zu Reformen aufriefen. Damals war das Buch schon fertig. Ich war mir bewusst, dass es in diesem Zusammenhang gelesen werden würde; dies war aber nicht meine Hauptabsicht. Ich wollte vor allem die «theologische Hintertreppe» beschreiben. Das heisst, ich wollte private Seiten von grossen Theologen zeigen, von denen meist nur das «offizielle Gesicht» bekannt ist. **INTERVIEW: SABINE SCHÜPBACH ZIEGLER**



MARTIN LUTHER UND KATHARINA VON BORA

Den Reformator Martin Luther (1483–1546), der die religiöse Welt Europas fundamental verändern wird, zieht es zunächst nicht zur Heirat. Seine Mönchskutte legt er erst 1524 endgültig ab, als er bereits Professor in Wittenberg und der berühmteste Theologe Europas ist. 1525 ehelicht er die einstige Zisterzienserin Katharina von Bora (1499–1552), die er zwei Jahre zuvor mit ihren Mitschwestern aus dem Kloster Nimbschen entführt hat – als reformatorische Protestaktion. Für beide war es eine Vernunft- und keine Liebesheirat. Sie leben mit ihren sechs Kindern, Verwandten und Studenten im ehemaligen Augustinerkloster Wittenberg. Katharina bestellt Garten und Äcker, braut Bier, stellt Käse her und hält Tiere – Luther nennt sie «mein Herr Käte». Über das Eheleben ist wenig bekannt, aber Luther scheint Katharina liebgewonnen zu haben: «Ich habe meine Käthe lieb, das heisst, ich wollt lieber sterben denn dass sie und die Kinder stürben», schreibt er. Von ihr gibt es keine Briefe, von ihm 21 Stück, die er mit «dein altes Liebchen» unterzeichnet.



ABAEARD UND HELOISE

Der französisch Philosoph Abaelard (etwa 1079–1142) und die schöne, gebildete Heloise (um 1099–1164) erleben nur für kurze Zeit Liebe und Wollust: Er wird ihr Hauslehrer – aber dabei bleibt es nicht: «Unter dem Deckmantel der Unterweisung gaben wir uns der Liebe hin. Keine Stufe der Liebe liessen wir Leidenschaftlichen aus», schreibt Heloise in einem Brief. Ihr Onkel Fulbert, bei dem sie wohnt, erfährt davon erst, als sie schon schwanger ist. Sie flüchtet zu Abaelards Familie. Abaelard heiratet Heloise, bringt sie dann aber ins Kloster. Fulbert glaubt sich getäuscht und lässt Abaelard überfallen und entmannen. Fortan lebt dieser als Mönch und Lehrer im Kloster St. Denis. Heloise (die Sohn Astralabius geboren hat) tritt ins Kloster Argenteuil ein, eine zehnjährige Funkstille folgt. Als die Nonnen aus Argenteuil vertrieben werden, gewährt ihnen Abaelard im Kloster Paraklet Unterschlupf – Heloise wird Äbtissin. Die Geschichte des Paares beflügelte die Phantasie vieler Schriftsteller. Ob sie wirklich geschehen ist, ist umstritten.



KARL RAHNER UND LUISE RINSER

Die (wie auch immer geartete) Beziehung zwischen dem deutschen Jesuiten Karl Rahner (1904–1984), Professor für Dogmatik und Religionsphilosophie, und der Schriftstellerin Luise Rinser (1911–2002) wird 1994 publik: Damals veröffentlicht Rinser unter dem Titel «Gratwanderung» einen Teil ihrer Briefe an den Ordensmann, der als Berater am Zweiten Vatikanischen Konzil die katholische Theologie nachhaltig geprägt hat. Vor allem zwischen 1962 und 1966 schreiben sie sich teils mehrmals täglich. Rinser («Wuschel» genannt) und Rahner («Fisch») besprechen theologische Fragen – sie hatte ihn als geistlichen Berater aufgesucht – wobei der Ton immer vertrauter wird. «Du meine Schatzkammer edler Schätze, du», schreibt Rinser, um bald zu klagen: «Es ist schrecklich, von einem Heiligen geliebt zu werden.» Parallel dazu unterhält sie allerdings zu einem weiteren Ordensmann Kontakt. Für diesen lässt sie Rahner schliesslich fallen, was ihn tief verletzt – falls Rinsers Darstellung stimmt. Rahners Briefe hält der Jesuitenorden unter Verschluss.



NELLY UND KARL BARTH UND CHARLOTTE VON KIRSCHBAUM

Der reformierte Schweizer Theologe Karl Barth (1886–1968) hat mit Ehefrau Nelly (1893–1976) fünf Kinder, als er 1925 der Rotkreuzschwester Charlotte von Kirschbaum (1899–1975) begegnet. Karl sieht schon damals «die Gefahr», wie er später schreibt. Als Charlotte ihn bald in Münster besucht, wo er Professor ist, sind beide überwältigt, «wie unheimlich und selbstverständlich wir uns ineinander fügen». Nelly, der Karl dies offenlegt, ist tief verletzt, doch er kann und will den Kontakt zu Charlotte nicht abbrechen. 1929 zieht Charlotte im Hause Barth ein und die kommenden gut dreissig Jahre leben die drei in einer zeitweise sehr belastenden Ménage-à-trois. Mehrmals ist von Scheidung die Rede, vollzogen wird sie nicht. Charlotte ist die engste theologische Mitarbeiterin Karls. 1934 wird dieser, nun Professor in Göttingen, suspendiert, weil er sich weigert, den Treueeid auf Hitler zu leisten, und nach Basel berufen. Charlotte leidet ab 63 Jahren an Demenz und lebt schliesslich in einer Klinik. Nelly und Karl finden im Alter wieder näher zusammen.



ELKE PAHUD DE MORTANGES, 49

ist ausserplanmässige Professorin für Dogmatik und Dogmengeschichte an der katholischen Theologischen Fakultät der Uni Freiburg im Breisgau. Sie lebt mit ihrer Familie in Greng FR.

UNHEILIGE PAARE. Liebesgeschichten, die keine sein durften. Kösel-Verlag, 2011. 272 Seiten, Fr. 25.90



DAS VATERUNSER
Vater unser im Himmel,
geheiligt werde dein Name.
Dein Reich komme. Dein Wille
geschehe, wie im Himmel so auf Erden.
Unser tägliches Brot gib uns heute.
Und vergib uns unsere Schuld, wie auch
wir vergeben unseren Schuldigern.
Und führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von dem
Bösen. Amen

DAS VATERUNSER KREUZ

Edler Anhänger mit 9 Swarovski®-Kristallen

Das „Vaterunser“ ist das älteste Gebet der Christenheit. Es vereint alle Christen im Glauben und ist die direkte Ansprache an den Herrn. Mit dem Schmuckstück „Das Vaterunser Kreuz“ können Sie dieses Bekenntnis nun immer an Ihrem Herzen tragen.

Filigrane Details in meisterlicher Handarbeit

Schauen Sie nur, wie prächtig die neun geschliffenen Swarovski®-Kristalle funkeln! Und wie sorgfältig und filigran das Kruzifix im römischen Tatenstil gefertigt wurde, alles in liebevoller Handarbeit meisterhafter Goldschmiede.

Kostbarer Schmuck in einzigartigem Design

Dieses einzigartige Schmuckstück erscheint exklusiv bei The Bradford Exchange und ist nicht im Handel erhältlich. Ein Echtheits-Zertifikat belegt die Authentizität Ihres Kleinods.

Produktpreis: Fr. 79.95 (+ Fr. 9.90 Versand und Service)

120-Tage-Rücknahme-Garantie




Das vollständige Gebet „Vaterunser“ ist in dem kleinen Kristall sichtbar – halten Sie ihn gegen das Licht!

Nennen Sie bei Online-Bestellung bitte die Nummer: 51384
Telefon: 041 768 58 58

www.bradford.ch

The Bradford Exchange, Ltd.
Jöchlerweg 2 • 6340 Baar • Tel. 041 768 58 58 • Fax 041 768 59 90
e-mail: kundendienst@bradford.ch • Internet: www.bradford.ch

EXKLUSIV-BESTELLSCHHEIN Reservierungsschluss 5. April 2012

Ja, ich reserviere den Anhänger „Das Vaterunser Kreuz“ 51384

Ich wünsche eine Rechnung

Ich bezahle per MasterCard oder Visa

Gültig bis: _____ (MMJJ) Sicherheitscode _____
(die letzten 3 Nummern auf der Rückseite Ihrer Karte)

Vorname/Name Bitte in Druckbuchstaben ausfüllen

Strasse/Nummer

PLZ/Ort

Unterschrift Telefon

Bitte einsenden an: **The Bradford Exchange, Ltd.**
Jöchlerweg 2, 6340 Baar • Tel. 041 768 58 58 / Fax 041 768 59 90
e-mail: kundendienst@bradford.ch • Internet: www.bradford.ch

MÄRZ 2012

Kurse und Weiterbildung

MÄRZ

Jugend/
Junge Erwachsene

**KIRCHLICHE LAGER IM REGIONALEN NATURPARK GANTRISCH
SCHNELL UND UNKOMPLIZIERT GEPLANT**

In Zusammenarbeit mit erfahrenen Katechetinnen/Katecheten und den Reformierten Kirchen Bern Jura-Solothurn hat der regionale Naturpark Gantrisch ein Dienstleistungsangebot für kirchliche Lager erstellt. Heute die Checkliste ausfüllen, in 5 Tagen einen Vorschlag für den Rahmen Ihres KUW-Lagers mit Preis auf dem Tisch. So können Sie sich auf das konzentrieren, was Sie am Besten können: Junge Menschen auf dem Weg zur mündigen Christin/zum mündigen Christen begleiten.

SERVICETELEFON: 031 808 00 20
MO-FR: 8.00-12.00 Uhr, 13.30-17.00 Uhr
www.gantrisch.ch/lagerangebot

Theologie
28.3.

**WER OHREN HAT... RELIGIONSENDUNGEN AM RADIO
ZWISCHEN WISSENSVERMITTLUNG UND GLAUBENSFRAGEN**
Ein Begegnungsabend mit Judith C. Wipfler, Fachredaktion Religion,
Radio DRS2.

ORT: Franz. Kirche, Le Cap, Predigergasse 3, Bern
ZEIT: 19.00-21.00 Uhr

VERANSTALTER: Verein KEB Kirchliche Erwachsenenbildungsfachleute
im Kanton Bern

Eintritt frei, Kollekte

VORANKÜNDIGUNG: MAI

BEA-Fachseminar

2.5.

„RUND UM DIE UHR GASTFREUNDLICH!“

Neue Rahmenbedingungen rufen nach neuen Nutzungsmöglichkeiten
der Kirchengebäude und der Aussenräume.

ORT: Kongresszentrum BEA, Bern

ZEIT: 10.00-13.00 Uhr



PROGRAMME UND ANMELDUNG:
www.refbejusa.ch/bildungsangebote
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Gemeindedienste und Bildung
Schwarztorstrasse 20, Postfach 6051, 3001 Bern
Telefon 031 385 16 16, Fax 031 385 16 20
bildung@refbejusa.ch

Die Zeitung **reformiert.** bringt Monat für Monat anregenden Lesestoff zu Kirche und Gesellschaft, Religion und Spiritualität, Politik und Kultur in 720 000 Haushalte der Deutschschweiz. Sie erscheint als Kooperation des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann». www.reformiert.info

Für «reformiert.» Aargau suchen wir per sofort oder nach Vereinbarung eine Leiterin oder einen Leiter

Verlag/Administration (50%)

Ihre Aufgaben:

- Kontakt zu den 75 reformierten Kirchgemeinden des Kantons Aargau
- Vernetzung mit den Verlagsleitungen der Kooperationspartner
- Überwachung der Produktionsabläufe
- Planung, Organisation und Durchführung von Aktivitäten zur Leserbindung
- Finanzielle Verantwortung und administrative Führung des Kleinunternehmens

Ihre Anforderung:

- Erfahrung im Verlagswesen
- Kaufmännische oder gleichwertige Ausbildung
- Führungserfahrung

Weiter zeichnen Sie Selbständigkeit, Belastbarkeit und Flexibilität aus.

Wir bieten:

Eine spannende und vielseitige Tätigkeit in einem hoch motivierten Team, bei der Sie ein innovatives Zeitungsprojekt mitprägen können, gute Anstellungsbedingungen und vorbildliche Sozialleistungen. Arbeitsort 5200 Brugg.

Gerne erwarten wir Ihre schriftliche Bewerbung bis zum 16. März 2012 an Urs Karlen, Präsident der Herausgeberkommission, Gartenweg 8, 4312 Magden, Telefon 061 841 19 16, urs.karlen@reformiert.info

LESERBRIEFE



REFORMIERT. 2/12: Migration «Kirche greift Staat unter die Arme»

ENTTÄUSCHT

An der offensichtlich aus dem Ruder gelaufenen Asylpolitik wird in diesem Beitrag nicht ein einziges Wort der Kritik geäussert. Stattdessen stellt sich «reformiert.» (anscheinend stellvertretend für die ganze Kirche) vorbehaltlos hinter das Vorgehen des Bundes und appelliert noch an die Barmherzigkeit der Leserschaft. Doch ist es den Notleidenden gegenüber gerecht, dass wir Betrügern den Vorzug geben? Während den durchschnittlich über 1400 Tagen, in denen ein abgewiesenes Asylgesuch durch alle Instanzen gezogen wird, werden die wirklich Bedürftigen ihrer Hilfe beraubt. Daran sollte sich etwas ändern, und deshalb bin ich froh, dass sich die betroffenen Gemeinden gegen die Missstände wehren.

MARKUS COPPETTI

PRIVILEGIERT

Weil sie Asylsuchende aufnehmen müssen, sind viele Gemeinden über die Migrationspolitik des Bundes verärgert. Dabei trägt die Schweiz nur einen kleinen Teil des Flüchtlingselends: In Somalia etwa, wo es keine staatlichen Strukturen, keine öffentlichen Schulen und keine Gesundheitsversorgung mehr gibt, leben 9,5 Millionen Menschen. Ungefähr ein Drittel von ihnen ist wegen Krieg, Dürre oder Hunger geflüchtet: entweder in eine andere Region innerhalb des Landes oder in ein Nachbarland: nach Kenia, Jemen, Äthiopien. Die Lebenserwartung in Somalia liegt wegen dieser Misere bei 50 Jahren (Männer) beziehungsweise bei 53 Jahren (Frauen).

VERFEHLT

Normalerweise lese ich «reformiert.» mit Interesse und Gewinn, über den Cartoon in der Februarausgabe hingegen bin ich erschrocken. Es geht nicht an, einerseits über Asylpolitik zu sprechen und die Leserschaft aufzufordern, sich berühren zu lassen, und andererseits Karikaturen erscheinen zu lassen, die schlicht nicht lustig sind, sondern bloss zur Ausgrenzung beitragen. Das ist nicht ehrlich, nicht glaubwürdig und nicht verlässlich. Die Karikatur sagt der Frau zwar nichts Diskriminierendes nach, aber das Bild ist an sich entwürdigend. Sie wissen es selbst: Die Situation gegenüber Asylsuchenden und Menschen aus anderen Kulturen ist aufgeheizt. Die drängenden Fragen sollen diskutiert werden, es sollen Lösungen für eine menschengerechte Asyl- und Integrationspolitik gefunden werden. Das heisst nicht, dass alle Flüchtlinge hierbleiben können, auch nicht, dass Zugewanderte leben können wie zu Hause. Aber es gibt Dinge, die von uns beachtet werden müssen, damit sich zugewanderte Menschen in unserer Gesellschaft integrieren können. Integration kann nur gelingen, wenn sie nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit angegangen wird: von der ausländischen wie der einheimischen Bevölkerung.

ELISABETH TELLENBACH-SOMMER, STEFFISBURG

REFORMIERT. 2/12: Dossier «Reise ins Reich der Augenpaare»

GEGLÜCKT

Gratulation zu diesen sehr feinfühligem, differenzierten und Mut machenden Aufzeichnungen. Die Notizen sind eine Wohltat im häufig so schnellleibigen Journalismus der heutigen Zeit. Und erzeugen Demut und Dankbarkeit!

ANDRÉ GERBER, STEFFISBURG

BEEINDRUCKT

Gratulation der Autorin, dem Fotografen und der Layouterin zum eindrücklichen Dossier über das Menschsein im Spital. Die intensiven Erfahrungen aus Zimmer 66 gehen unter die Haut und zeigen die Notwendigkeit, sich auch als Gesunder mit dem Tod auseinanderzusetzen.

RETO SCHLATTER, ZÜRICH

PERSÖNLICH

Ich möchte mich herzlich bedanken für dieses Dossier. Die Notizen und Gedanken, die Zweifel und Widerstände, die Erfahrung des Lebens und der Verbundenheit mit den Menschen in Isolation und Todesnähe haben mich tief berührt und eigenes Erleben wieder neu gemacht. Die Autorin war bereit, mit ihr unbekanntem Menschen – mit ihren Leserinnen und Lesern – ihre sehr intimen äusseren und inneren Erlebnisse zu teilen. Ich fühle mich dadurch reich beschenkt. Und der Redaktion ist es gelungen, ein so komplexes Thema, das uns alle betrifft und doch so individuell ist, mit grosser Sorgfalt darzustellen und zu umrahmen. Danke vielmals!

INES MATHIS, PRAGG-JENATZ

BERÜHRT

Zum Dossier möchte ich der Verfasserin meinen Dank übermitteln. Es bedarf Mut und Offenheit, sich in dieser Art einer anonymen Leserschaft mitzuteilen. Bis anhin habe ich noch nie einen so berührenden Text gelesen. Ich werde ihn aufheben und von Zeit zu Zeit in mir auffrischen.

HILDEGARD STEUDEL, WETSCHWIL

REFORMIERT. 2/12: Dossier «Armbänder für Singles?»

MISSLUNGEN

Singles – mein Herz hüpfet vor neugieriger Freude. Alleinlebende sind Teil unserer Gesellschaft, Teil unserer Kirche. Sie haben das Recht, dass ihr Leben wahr- und ihre Bedürfnisse ernst genommen werden! Doch mit jedem gelesenen Satz sinkt meine Stimmung, ein lautes Nein schreit aus meiner Seele. Nein, Kirche ist nicht «erste Anlaufstelle für Suchende und Einsame», sondern gelebte Gemeinschaft, die Menschen in ihrem Sein stärken soll. Nein, Singles erfüllen nicht das Klischee der Einsamen. Sie sind nicht zwingend behindert oder alt, verwitwet oder geschieden. Dennoch sehnen sie sich nach Gemeinschaft. Nein, meine Kirche ist für Singles nicht attraktiv. Wie ich dem Gemeindeteil der Zeitung entnehme, finden gesellschaftliche Anlässe fast ausschliesslich tagsüber statt:

zu Zeiten, während denen Berufstätige unmöglich am Gemeindeleben teilnehmen können. Nein, Singles definieren sich nicht über den Partnerwunsch. Vielmehr zeigt meine Erfahrung als Psychologin und Seelsorgerin, dass viele Alleinstehende einer Partnerschaft bewusst ausweichen. Nein, mit Segnung oder Friedensgruss werden die Bedürfnisse alleinlebender Menschen nicht gestillt, denn Rituale können Freundschaften nicht ersetzen. Nein, unter diesen Umständen erstaunt es mich nicht: Als Single habe ich versucht, in der Kirche Fuss zu fassen. Es ist mir leider bis heute nicht wirklich gelungen.

CHRISTA THOMKE, BIEL



Handys: oft Kinderarbeit

REFORMIERT. Allgemein

ERSCHÜTTERND

Mit unserer Konfklasse stellen wir durch das Projekt «Woher kommen unsere Handys?» folgende schockierende Tatsachen fest: Damit wir immer auf dem neusten Stand sind, arbeiten zwanzig Millionen Menschen, darunter 1,5 Millionen Kinder – viele sechs Tage die Woche und in Schichten von bis zu vierzehn Stunden, ohne Schutzkleidung und bei unmenschlichen Bedingungen. Handys bestehen aus dreissig Metallen, die bald aufgebraucht sind. Wenn wir so weitermachen, gibt es bald nicht nur keine Handys und Computer, sondern auch keine medizinische Technologie mehr. Informationen zum bewussten Einkaufen elektronischer Geräte gibts unter: www.makeitfair.org.

OLGA CANOVA, RICARDO SCHMID, SERAINA GROND

Ihre Meinung interessiert uns. Schreiben Sie uns an: redaktion.bern@reformiert.info oder an «reformiert.», Postfach 312, 3000 Bern 13

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

TIPPS



irdisch rebellisch flüssig feurig

JESUS

RELIGIONSSTIFTER

Zurück zum ursprünglichen Jesus: Das verspricht der dreiteilige Kurs des pensionierten Spiezener Pfarrers Ernst von Känel. Ins Blickfeld gerückt werden die ersten sieben Jahre der Christenheit – und damit auch die Frage, wie das Neue Testament entstanden ist: angefangen bei den ältesten aramäischen Jesus-Erinnerungen über Paulus bis zur Niederschrift der Evangelien.

Zurück zum ursprünglichen Jesus: Drei Kursnachmittage im Kirchgemeindehaus Spiez (Kirchgasse 9): 7./14./21. März, jeweils 14.30

FILM

WELTVERÄNDERER

1948 wurden in der Schweiz die ersten Babyboomers geboren: die Generation, die sich zwanzig Jahre später anschickte, die Welt aus den Angeln zu heben. Sechs von ihnen porträtiert die Berner Filmemacherin Veronika Minder (Jahrgang 1948!) in ihrem Film «My Generation». Eine sehenswerte Hommage an eine Generation, die längst doppelt so alt ist, wie sie nie werden wollte ...

Veronika Minder: «My Generation». Läuft ab Ende März in den Kinos

WASSER

MENSCHENRECHT

Seit 2010 anerkennt die UNO das Recht auf sauberes Wasser als Menschenrecht. Wegbereiterin dazu war die Wasserreiterin dazu war die Wasserreiterin und katholischen Kirchen der Schweiz und Brasiliens 2005. Doch längst nicht alle haben Zugang zu Wasser: Konflikte und Privatisierungsbestrebungen bedrohen die Grundversorgung.

Weltwassertag mit dem brasilianischen Bischof Dom Tomas Balduino: 22. März 19.30, im Kirchgemeindehaus Johannes (Wylersstrasse 5, Bern)

BEFREIUNGSTHEOLOGIE

ENGAGIERTE

Eine Veranstaltungsreihe in der Kirchgemeinde Petrus widmet sich der Befreiungstheologie des 20. Jahrhunderts. Dabei kommen nicht nur prominente Theologinnen und Theologen – Karl Barth, Dietrich Bonhoeffer, Dorothee Sölle (Bild) – zur Sprache, es werden auch weniger bekannte Vorkämpferinnen vorgestellt: Ivone Gebara und Elsa Tamez.

Vortragsreihe Befreiungstheologie: 6., 13., 20. und 27. März (19.30) im Kirchgemeindehaus Petrus (Brunnadernstrasse 40, Bern)

AGENDA

VERANSTALTUNGSTIPPS

Museumsnacht. Auch dieses Jahr öffnen die Museen in der Stadt Bern eine ganze Nacht lang ihre Türen. Offen ist an diesem **16. März** auch die Heiliggeistkirche beim Berner Bahnhof: **Zwischen 18.00 und 02.00 Uhr** finden ein – auch für Kinder geeigneter – sinnlich-farbiger, bunt-humorvoller, unvernünftiger Rundgang durch die Ausstellung «Kunst trotz(t) Demenz» statt. Zudem werden historische Rundgänge durch die Kirche angeboten. Info: www.offene-kirche.ch

Theater. Ein Herbstnachmittag im geruhsamen Dorf Burligen, wo nie viel passiert. Bis eine bunte Schar von Fremden auftaucht – nicht nur zur Freude aller Dorfbewohner. Doch die Neuankömmlinge bringen nicht nur ihr Hab und Gut mit, sondern auch viele Geschichten, die sie auf ihrer Wanderschaft gesammelt haben. Als sie zu erzählen beginnen, kommt Bewegung ins Dorf. – Die interkulturelle Frauentheatergruppe des Zentrum 5 bringt das Stück **«Die Fremden»** zur Aufführung: am **7. März (19.30)** im Kirchgemeindehaus Paulus (Freistrasse 20, Bern). Und am **25. März (17.00)** im Schulhaus Walkringen (Dornstrasse 10) Info: Tel. 031 333 26 20 www.zentrum5.ch

Im Gespräch. Podium mit Konfirmandinnen und Konfirmanden – mit dem Wohlener Pfarrer Ueli Haller: **13. März (19.15)** im Calvinhaus Bern (Marienstrasse 8).

Zu Fuss nach Jerusalem. Die Theologin Hildegard Aepli berichtet von ihren Erfahrungen auf der Pilgerreise nach Jerusalem: von Höhepunkten und Krisen, von einmaligen Begegnungen und unheimlichen Augenblicken: **28. März (14.30)**, Haus der Begegnung, Mittelstrasse 6a, Bern

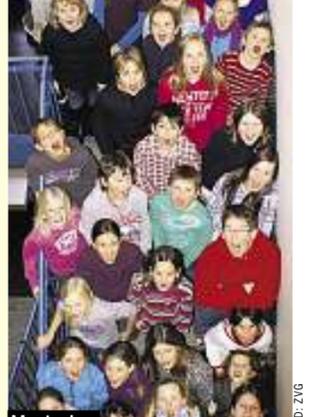
Christen im arabischen Frühling. Welche Zukunft haben die Kirchen in Nordafrika? Reflexionen, Information und Gebete (in Französisch): mit Fadi Daou, römisch-katholischer Priester; André Joly, Pfarrer und Michel Nseir, orthodoxer Theologe. **4. März (15.00)**, Table ronde à la Maison Charmettes, Lausanne. Info: www.ceccv.ch (Chrétien ensemble dans la canton de Vaud)

Bibelseminar. «Das Leben ist kostbarer als Gold»: Ökumenisches Seminar im Spannungsfeld von Bibel, Ökonomie und Ökologie – mit Prof. Jürgen Ebach, Bochum, Anna Leissing, Guatemalanetz Bern, Erick Gruulos, Priester in San Miguel de Ixtahuacán, Guatemala. Biblische Erwägungen zu Ausbeutung, Menschenrechten und Schöpfungsbewahrung: **4.–6. Juni**, Kirchgemeindehaus Johannes, Bern (Wylersstrasse 5) Info: www.refbejeso.ch/agenda

Segen für Schwangere. Eine schlichte Feier mit Gebet, Musik, Stille und Segen; mit Luzia Sutter-Rehmann und Christine Vollmer, Stadtkirche am Ring, Biel Info: Tel. 032 322 36 91

Nachtgebet. Zum Gedächtnis der Toten von Fukushima; mit Pia Maria (Trio Synfloreszenz) und Wag Ryoichi (Texte): **23. März (19.00)**, Auf dem Ring in der Bieler Altstadt Info: Tel. 032 322 36 91

TIPP



Musical

Traumfänger

GROSSHÖCHSTETTEN/ Der Kinderchor Kolibri nimmt sich eines grossen biblischen Träumers an. Josef, der Sohn Jakobs, war Bauernkind, Lieblingssohn, Sklave, vermeintlicher Straftäter, bedeutender Regierungsbeamter. Und er hatte einen grossen Glauben: Das zeigt das Musical «Jo, der Träumer».

AUFFÜHRUNGEN: 16./17. März, 19.30, in der Kirche Grosshöchstetten

MEDIENTIPP

Där Herrgott redot. Der Walliser Schriftsteller Hubert Theler hat das Neue Testament auf Walliserdeutsch übersetzt – in zehnjähriger Arbeit. Als Tagelsgut ist **«Ds Niww Tschtamänt»** für das Oberwallis identitätsstiftend und sprachwissenschaftlich interessant. Hubert Theler erzählt, was es bedeutet, wenn «där Herrgott äntli öü Walliseritsch redot». Und warum man Worte wie «Heiligkeit» und «loben» nicht direkt ins «Walliseritsch» übertragen kann: **18. März, 8.30, DRS 2**

reformiert.

IMPRESSUM/ «reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann». www.reformiert.info

Redaktion: BE: Rita Jost (rj), Samuel Geiser (sel), Martin Lehmann (mlk) **AG:** Anngret Ruoff (aru), Anouk Holthuisen (aho), Sabine Schüpbach Ziegler (sas) **GR:** Reinhard Kramm (rk), Fadrina Hofmann (fh), Rita Gianelli (rig) **ZH:** Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Käthi Koenig (kk), Thomas Illi (thi), Stefan Schneider (sts) **Blattmacher:** Martin Lehmann **Layout:** Nicole Huber **Korrektorat:** Yvonne Schär, Langenthal **Druck:** Ringier Print Adligenswil **Gesamtauflage:** 720 000 Exemplare

reformiert. Bern **Herausgeber:** In Bern, Jura und Solothurn wird «reformiert.» vom Verein «saemann» herausgegeben. Ihm gehören jene Kirchgemeinden an, die «reformiert.» als Informationsorgan abonniert haben. Präsidentin: Annemarie Schürch, Ersigen

Auflage Bern: 325 620 Exemplare (WEMF) **Redaktion:** Postfach 312, 3000 Bern 13 Tel. 031 398 18 20; Fax 031 398 18 23 **redaktion.bern@reformiert.info**

Geschäftsstelle: Silvia Kleiner, Rosmarie Stalder, Postfach 312, 3000 Bern 13, Tel. 031 398 18 30; Fax 031 398 18 23, **verlag.bern@reformiert.info**

Inserate: Kömedia AG, Geltenwilenstrasse 8a, 9001 St. Gallen Tel. 071 226 92 92; Fax 071 226 92 93 **info@koedia.ch; www.koedia.ch**

Inseratesschluss 4/12: 7. März **Abonnemente und Adressänderungen:** Schläfli & Maurer AG, Postfach 102 3700 Spiez, Tel. 033 828 80 80, Fax 033 828 81 35 **abo.reformiert@schlaefli.ch** Einzelabos (12 Ausgaben pro Jahr): Fr. 20.– **Druckvorstufe Gemeindebeleg:** Schläfli & Maurer AG, 3661 Uetendorf **info.reformiert@schlaefli.ch**





Ben und Lydia von Gunten freuen sich mit Aveline (5 Monate) und Maëlle (2 Jahre) aufs Leben im kamerunischen Manyemen

Der ideale Zeitpunkt für das Abenteuer

PORTRÄT/ Ben und Lydia von Gunten gehen mit ihren kleinen Töchtern in den kamerunischen Busch. Wieso?

«Wir besitzen zu viel», stöhnt Ben von Gunten. Viel Habe ist in der Dreizimmerwohnung in Burgdorf allerdings nicht mehr auszumachen. Das Sofa, auf dem Lydia und Ben mit der zweijährigen Maëlle und Baby Aveline sitzen, übernimmt die Nachmieterin, ebenso die Zimmerpflanze. In vier Tagen fliegt die Familie nach Kamerun. Im Auftrag von Mission 21 (vgl. Text rechts) leben von Gunten die nächsten drei Jahre im Busch. Elektroingenieur Ben (31) wird technischer Leiter eines Landspitals.

LERNEN. Das Krankenhaus der presbyterianischen Kirche in Manyemen liegt weit abgelegen im Südwesten des Landes. Zum nächstgrösseren Ort sind es achtzig Kilometer, in der Regenzeit bedeutet dies eine Tagesfahrt. Das Einzugsgebiet des Spitals ist riesig. Riesig sind auch die Anforderungen an den technischen Leiter: Immer wieder fällt der Strom aus, gibt es kein fliessendes Wasser. Nebst dem von Mission 21 veranstalteten Einführungskurs in medizinische Apparaturen hat sich Ben selbst weitere Crashkurse organisiert: Er war mit einem Sanitärinstallateur unterwegs, hat mit einem Garagisten ein Auto

zerlegt und mit einem Techniker den in Manyemen im Einsatz stehenden Generatortyp gewartet.

BÜGELN. Und Lydia? Geplant ist, dass die Pflegefachfrau Kurse fürs Spitalpersonal gibt. Erst einmal will sie sich aber unter Anleitung ihrer Haushalthilfe im kamerunischen Alltag zurechtfinden. «Und ich werde viel bügeln», sagt die 29-Jährige. Im tropischen Klima trocknet die Wäsche nämlich kaum, und Mango-Fliegen legen ihre Eier in die feuchten Kleider. Damit sie nicht als Maden unter die Haut gehen, muss man ihnen mit Hitze zu Leibe zu rücken. Mango- und Tsetsefliegen und jede Menge Malariamücken – hat sie keine Angst um ihre Kinder? Lydia lacht: «Ich bin froh, dass sie alle Impfungen gut vertragen haben und ihnen auch die Malariaphylaxe keine Mühe macht.» Zudem lebten sie ja neben dem Spital, und das deutsche Ärzteeaar, das die medizinische Leitung innehat, habe ebenfalls kleine Kinder.

GLAUBEN. Von Gunten freuen sich, in Afrika für eine Kirche zu arbeiten. Der christliche Hintergrund ist ihnen wichtig. Wollen sie in Manyemen

missionieren? «Nein, ich will arbeiten für die Leute dort», sagt Ben. Natürlich werde er im Alltag auch von Gott sprechen, das gehöre zu ihm. «Ich wünsche mir, dass wir durch das, was wir tun und sagen, als Christen glaubwürdig sind», fügt Lydia an. Im Übrigen sind beide überzeugt: Gutes zu tun, kann nicht die einzige Motivation für so ein Unternehmen sein, das Abenteuer muss auch Spass machen. Ben und Lydia sind beide in Bauernfamilien aufgewachsen und freuen sich darauf, nun zu viert wieder ähnlich leben zu können.

REISEN. Der Zeitpunkt fürs Abenteuer ist ideal: Die Kinder müssen noch nicht zur Schule, die Grosseltern sind rüstig. Einziger Wermutstropfen: Bens Vater ist total verliebt in sein erstes Grosskind Maëlle. «Es tut mir leid, sie ihm jetzt wegzunehmen», meint Ben. Doch der Grossvater werde auf Besuch kommen – und sich mit Maëlle zum Beispiel über die vielen Tiere freuen. Elefanten, Giraffen und Affen interessieren das Mädchen im Moment allerdings viel weniger als der geliebte «Muser»: Hauptsache, die frisch geimpfte Plüschmaus fliegt auch mit nach Afrika. **CHRISTA AMSTUTZ**

MISSION 21 ist aus sich nahestehenden Missionswerken hervorgegangen und bildet seit 2001 eine internationale Gemeinschaft mit Kirchen und kirchlichen Organisationen in Afrika, Asien und Lateinamerika. Das Werk mit Sitz in Basel wird von den reformierten Kirchen in der Deutschschweiz unterstützt und engagiert sich zusammen mit seinen Partnern im Süden in insgesamt hundert Entwicklungsprojekten. So zum Beispiel in der medizinischen Grundversorgung für die ländliche Bevölkerung im Südwesten Kameruns: Das in den 1950er-Jahren von der «Basler Mission» als Leprestation gegründete Spital in Manyemen wird heute von der presbyterianischen Kirche in Kamerun betrieben. **CA**
www.mission21.org

GRETCHENFRAGE

BERNIE SCHÜRCH, MUMMENSCHANZ

«Ich brauche eine viel kleinere Göttlichkeit»

Herr Schürch, wie haben Sies mit der Religion?

Ich bin reformiert aufgewachsen, aber ich bin aus der Kirche ausgetreten. Ich konnte nicht mehr glauben, was auf den Kirchenkanzeln erzählt wird. Ich habe meine ganz persönliche Religion.

Und was stört Sie an der Kirche?

Mir fehlt in den Kirchen stets die Fröhlichkeit. Ich spüre keine Lebenslust.

Spielt Religion keine Rolle in Ihrem Leben?

Oh doch! Aber ich habe etwas gegen die Mächtigkeit der Kirche. Und die Massen, die sie anspricht. Ich brauche eine viel kleinere «Göttlichkeit».

Was meinen Sie damit?

Ich brauche das Spielerische, die Spielfreude im Menschen, das Kreative, Kindliche ...

Also das, was Sie mit Mummenschanz auf die Bühne bringen?

Mummenschanz präsentiert dem Publikum eigentlich Spielsachen. Mit ganz wenig Requisiten regen wir die Leute an. Alle sollen sich ihren Reim darauf selbst machen. Das macht uns Spass und dem Publikum auch – weil plötzlich das Undenkbare denkbar wird: Man steigt in einen Fluss und lässt sich tragen, ohne das Ufer zu kennen.

Das tönt nun wieder ganz spirituell. Steigt das Publikum immer darauf ein?

Ja. Erstaunlicherweise funktioniert unser Spiel praktisch überall. Und wir erleben immer dasselbe: Die Menschen verlassen unsere Vorstellung beglückt.

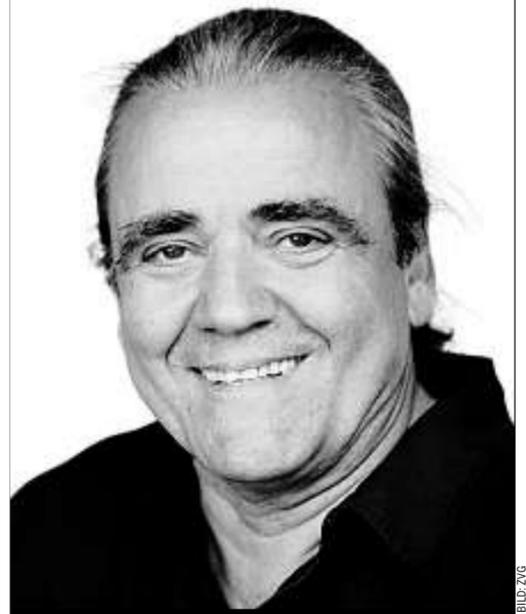
Wo schöpfen Sie Kraft für Ihre Arbeit?

Die Bühne war vierzig Jahre lang mein Spielplatz und mein Kraftort. Aber jetzt bin ich 67-jährig und ein bisschen müde. Ich möchte mal Distanz gewinnen. Und in Ruhe Rückschau halten.

... und ein Buch schreiben?

Nein, ich schreibe nicht. Ich bin Bühnenkünstler. Ein sehr dankbarer Künstler übrigens. Einer, der weiss, dass es eine Gnade war und ein Riesenglück, dass ich vierzig Jahre lang von meiner Kunst leben konnte.

INTERVIEW: RITA JOST



BERNIE SCHÜRCH, 67

gründete 1972 zusammen mit Andres Bossard und Floriana Frassetto die Theaterformation «Mummenschanz». Diese wurde im Januar mit dem «SwissAward» in der Kategorie Kultur ausgezeichnet.

CARTOON CHRISTA

JÜRGEN KÜHN



VERANSTALTUNGSTIPP

AUSSTELLUNG

AUF DEN SPUREN VON ANNE FRANK

Gut ein Fünftel der unter Dreissigjährigen in Deutschland kann mit dem Begriff «Auschwitz» nichts anfangen, wie eine neue Studie zeigt. Nicht so die zehn Jugendlichen der Kirchgemeinde Münchenbuchsee-Moosseedorf, die Anfang Jahr im Rahmen der Jugendkirche (JUK) fünf Tage auf den Spuren von Anne Frank in Deutschland unterwegs waren und unter anderem das Konzentrationslager Bergen Belsen besuchten. Ihre Tagebuchnotizen

zu Nationalsozialismus und Holocaust verdichteten die Schülerinnen und Schüler zu Postern, die sie nun in einer kleinen Ausstellung dem Publikum präsentieren. Mit ihrer Schau möchten die dreizehn- bis fünfzehnjährigen Jugendlichen verhindern, dass die Gräueltaten vergessen gehen. **STK**

DIE AUSSTELLUNG kann bis 2. März im Passepartout.ch, dem nationalen Zentrum für Kinder- und Jugendförderung, an der Sandstrasse 5 in Moosseedorf besichtigt werden. Geöffnet von Montag bis Freitag während der Bürozeiten.